

ANICIA KOHLER

DIE WANDE HOCH AUFS DACH

27 Gespräche über Natur, Kunst und Zuhausesein

9
Stücke
für Klavier

CYH
CLAP YOUR HANDS

1. Auflage 2022

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 by Clap Your Hands, Kriens

Korrektorat: Corinne Roth Vock, Köniz

Kritzeleien und Fotos: Anicia Kohler

Zeichnung S. 68: Joséphine Kohler

Zeichnung S. 148: Leah Kohler

Gestaltung und Layout: Stefanie Beyeler, Thun

veröffentlicht von Clap Your Hands

www.clapyourhands.ch

ISBN 978-3-033-08988-4

Dieses Projekt konnte dank der grosszügigen
Unterstützung folgender Stellen realisiert werden:



Burgergemeinde
Bern



Inhalt

Album ‚Songs vom Dach‘	7
Vorwort	11

KAPITEL I: IM HOMESTUDIO 14

Nicole Johännngen	16
Saxophonistin, Zürich (CH)	
Simon Spiess	20
Saxophonist, Aarburg (CH)	
Nayan Stalder	24
Hackbrettspieler, Bern (CH)	
Lisa Hoppe	30
Bassistin, Berlin (DE)	
Urs Vögeli	34
Gitarist, Schaffhausen (CH)	
Julie Campiche	38
Harfenistin, Genf (CH)	
Matthias Kohler	40
Saxophonist, Köniz (CH)	

KAPITEL II: STADTWÄRTS 44

Valerio Moser	46
Slampoet, Langenthal (CH)	
Rolf Perrollaz	52
& Gaston Perroud	
Rapper/Gebärdensprachpoet und Rapper Dietikon (CH)	
Urs Vögeli	56
Unternehmer, Zofingen (CH)	
Andrea Burkhalter	60
& Matthias Tobler	
Unternehmensentwicklerin und Unternehmer, Bern (CH)	
Hans-Peter Wymann	64
wissenschaftlicher Illustrator, Bern (CH)	
Stefanie Beyeler	72
Grafikerin, Thun (CH)	
Sunita Asnani	76
Tanzschaffende, Bern (CH)	
Maha Zeitoun	80
Fachärztin für Kinder- und Jugend- psychiatrie, Köniz (CH)	

KAPITEL III: HINTER DEM HORIZONT 88

Alexandra Fol	90
Komponistin, Montréal (Kanada)	
Shayne Dalva	95
Opernsängerin, Los Angeles (USA)	
Iwona Glinka	104
Flötistin, Athen (Griechenland)	
Susanne Kessel	107
Pianistin, Bonn (Deutschland)	
Sonali Ranjit & Vaishnav Balasubramanian	114
Gründungsteam von WindowSwap (Singapur)	

KAPITEL IV: VOR DER HAUSTÜR 116

Rolf Friederich	118
Sänger im Jodlerklub Könizbärg, Köniz (CH)	
Lukas Frei	124
freiwilliger Feuerwehrmann, Köniz (CH)	
Anita Zahnd	128
Landwirtin, Köniz (CH)	
Annemarie Berlinger-Staub	132
Gemeindepräsidentin, Köniz (CH)	
Sonja Zimmermann	136
Garagenfrau, Köniz (CH)	
Urs Minder	140
Förster, Köniz (CH)	
Flurina & Anouk Kronawitter	144
Gymnasiastinnen, Köniz (CH)	

VIELLEICHT ANDERS	18
ENTGEGENKOMMEN	28
ZUSAMMEN	50
HALLO EICHE	68
UNGEHÖRT	84
MEHR, MEHR	100
OPEN HOUSE	112
LUEGET	122
JITAKU	148
Dank	150



Album ,Songs vom Dach‘



Neun Stücke für Klavier

- 1 Vielleicht anders
- 2 Entgegenkommen
- 3 Hallo Eiche
- 4 Mehr, mehr
- 5 Open House
- 6 Zusammen
- 7 Ungehört
- 8 Lueget
- 9 Jitaku

aufgenommen im Juli 2021
in der Groovefactory, Bern
Aufnahme: Matthias Urech
Samples: Pianobook
Chor im Stück ‚Jitaku‘: Vignettes@home
mit Sängerinnen aus Bern und Umgebung
Mix: Patrik Zosso
Master: André Pousaz
Grafik: Doris Reimann, Stefanie Beyeler

Für meine drei Allerliebsten





Vorwort

Wenn die ganze Struktur wegbricht, muss ich mir Hausaufgaben geben, dachte ich im Frühling 2020, ein paar Wochen nach dem Beginn der Pandemie. Am besten regelmässig, und am besten so, dass ich dabei möglichst viel Neues lerne. In normalen Zeiten ist mein Leben von Begegnungen mit den unterschiedlichsten Menschen geprägt, sowohl in meinen beiden Berufswelten als Musikerin und als Texterin als auch im Familienalltag. Wie wir alle vermisste ich sie schmerzlich.

Also beschloss ich, in den nächsten Monaten immer wieder Gespräche mit Menschen zu führen und diese musikalisch zu dokumentieren. Ich fing mit Musiker:innen aus der Jazzszene an, die ich noch nicht oder noch nicht gut kannte. Ich bat sie, ein Stück von mir bei sich zu Hause aufzunehmen und mir dann ein Interview zu geben*. Das tat gut – es war schön, mich mit ihnen über die Dinge auszutauschen, die mich auch beschäftigten.

Aber ich merkte auch, dass ich den Rahmen weiter stecken wollte. Ich wollte wissen, wie es Künstler:innen anderer Sparten ging. Also sprach ich auch noch mit einer Tanzschaffenden, mit einem Slam- und einem Gebärdensprachpoeten und einem Illustratoren. Zudem führte ich mehrere Gespräche mit Menschen, die im gleichen Coworking Space arbeiten wie ich, die aber in ganz unterschiedlichen Branchen tätig sind.

Dann schaute ich in die weitere Ferne und kontaktierte Menschen – fast alles Musikerinnen – mit denen ich dank musikalischer Projekte oder via Social Media bereits zu tun gehabt, die ich aber noch nie persönlich getroffen hatte. Bisher hatte ich mich mit ihnen nur über

* Die sechs Stücke, die daraus entstanden, sind unter bandcamp.com/vignettiste zu finden

Organisatorisches ausgetauscht, und die Gespräche gaben mir und ihnen die Möglichkeit des Innehaltens. Auch das tat sehr gut! Die geografische Distanz schien so schnell so nichtig. Man sprach über das Üben, über die Planung von Projekten, über die aktuelle Partitur auf dem Notenständer. Das gab mir das Gefühl, nicht allein zu sein – und als würde sich die Welt weiter drehen.

Und dann ging ich endlich vor die eigene Haustür.

Ich spazierte mit dem Förster durch den Wald hinter meiner Wohnung, sprach mit einem Jodler, der seit über fünf Jahrzehnten im örtlichen Jodlerklub singt, einem Feuerwehrmann, einer Bäckerin, einer Autogaragenfrau und der Gemeindepräsidentin sowie mit zwei Gymnasiastinnen, die in der lokalen Klimastreik-Gruppe aktiv sind. Es waren Gespräche, die mich inspirierten und herausforderten. Ich lerne dabei sehr viel, und es kam ein persönlicher Entwicklungsprozess ins Rollen, der noch nicht abgeschlossen ist, glaube ich.

Und nun, etwa ein Jahr später, liegen siebenundzwanzig Gesprächsprotokolle vor mir – eine Sammlung, ganz spontan und fortlaufend entstanden. Ich habe nicht oft die gleichen Fragen gestellt, habe keine gemeinsamen Themen forciert, und beim Anfragen der jeweils nächsten Person nicht schon im vornherein an die Auswertung gedacht.

Und doch sind mir beim Redigieren und Zusammenstellen des Buchs gewisse Motive immer wieder aufgefallen. Sie haben mich gerührt und beschäftigt. Deshalb habe ich sie gesammelt, dazu Musik geschrieben, und diese dann im Juli 2021 in einem Tonstudio im Marzili mitten in der akutesten Hochwassergefahr aufgenommen. Jedes der neun Stücke nennt eine Art goldene Regel des Zusammenlebens. Es geht um Dinge wie Zuhören, um Mut, um Respekt, um Tradition und Offenheit. In ihrer Gesamtheit lesen sie sich wie eine Anleitung für das gute Leben, finde ich!

Den insgesamt 32 Menschen, die mir grosszügig Zeit zur Verfügung gestellt haben, bin ich so sehr dankbar. Als ich, und wir alle, die Wände hoch gingen, haben mir die Gespräche mit ihnen geholfen, aufs Dach zu klettern und mich umzuschauen nach der kleinen und grossen Welt um mich herum. Ich denke daran zurück, wann immer ich die Feuerwehrsirene höre oder eine Eiche sehe, und fast jeden Montag Abend um zweiundzwanzig Uhr, wenn sich der Jodlerklub ein paar Hundert Meter weiter zum Bier trifft. Ich werde Gipfeli, Lego und Synthesizer nie mehr gleich sehen, und auch politische Differenzen nicht.

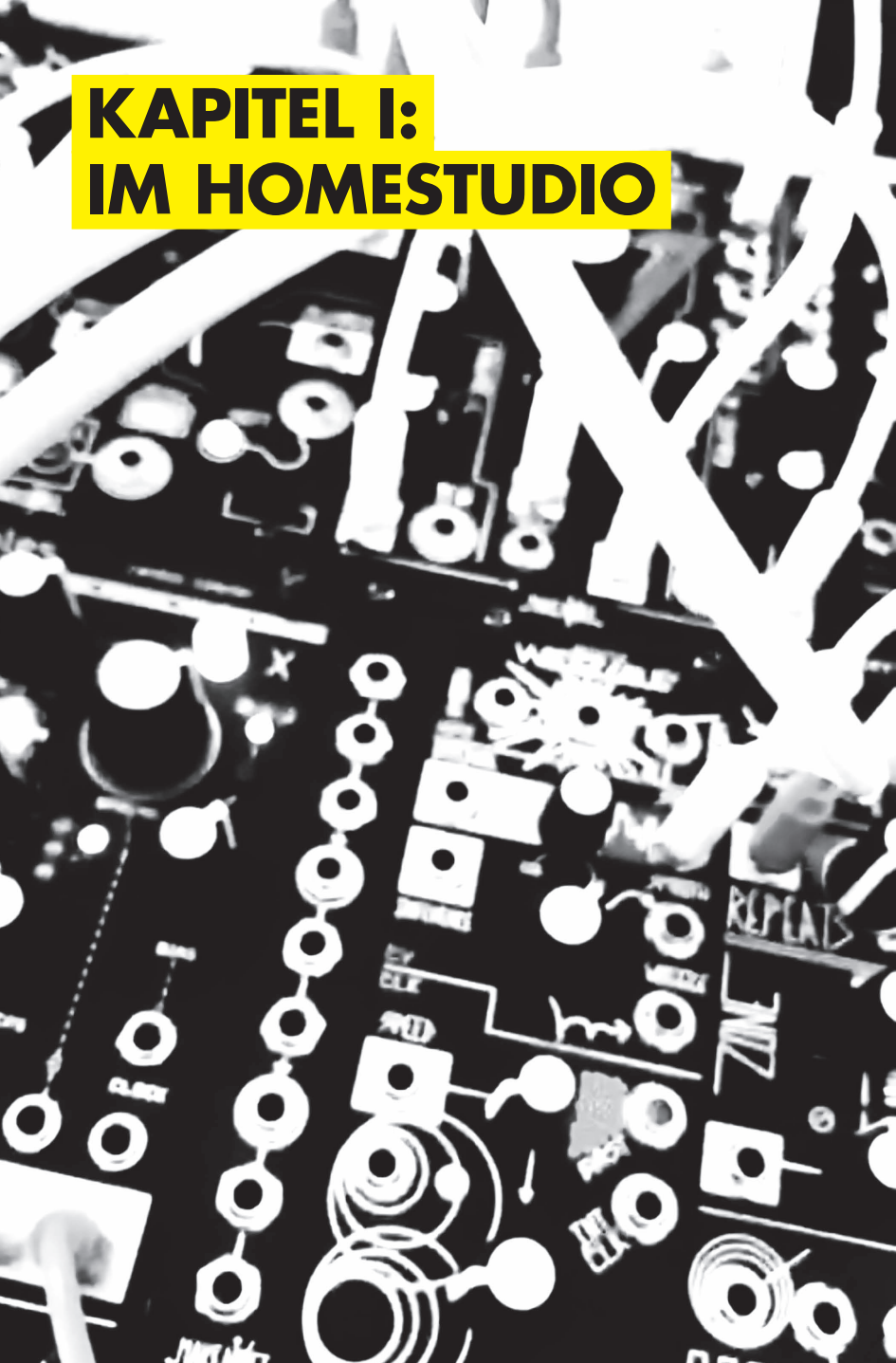
Kurz: Auf dem Dach lässt es sich gut leben.

Wer mag, geselle sich dazu!

Platz gibt's auf jeden Fall genug.



KAPITEL I: IM HOMESTUDIO





Nicole Johänttgen

Saxophonistin, Zürich (CH)

Du spielst normalerweise sehr viele Konzerte und bist ständig unterwegs. Die unerwartet frei gewordene Zeit hast du nun sehr intensiv genutzt, und zum Beispiel ein Workbook für Saxophon geschrieben. Wie kam es dazu?

Ich hatte schon lange die Idee, die Stücke, die in meinem Kopf herumschweben, mal zu Papier zu bringen. In der Coronazeit hat es mich dann endgültig gepackt. Ich habe gedacht, ich nutze die freie Zeit und tue endlich all das, was schon lange in der Warteschlange steckt. Unter anderem dieses Workbook! Ich wurde schon oft von Leuten an Konzerten gefragt, ob es für meine Stücke nicht auch Noten gäbe. Nun habe ich das umgesetzt. Es sind einfach ein paar Song-Ideen, von Klassik bis Jazz. Man kann sie mit dem Saxophon spielen, aber auch mit der Posaune oder der Gitarre – sie sind als C-, Bb- und Eb-Stimme verfügbar.

Es sind neunundreissig Stücke, und du bist gerade Neunundreissig geworden... hast du dir überlegt, bis zur runden Vierzig zu warten?

(lacht) Warum warten, ne? Irgendwo muss man halt anfangen. Und dann kann man weiterspringen. Wenn ich jetzt durch das Workbook drüber gehe, finde ich immer wieder Dinge, die ich besser machen könnte. Das Schöne ist nun, dass ich das korrigieren und das Update dann an alle weiterschicken kann, die das Workbook bereits gekauft haben. Das könnte ich nächstes Jahr auch wieder tun.

Ist es für dich auch ein Weg, wegfallende Einnahmen etwas zu kompensieren?

Es ist ein neuer Weg, ja. Ich probiere es mal aus, und habe dabei keine Ahnung, ob es funktioniert. Bisher haben sich bereits einige Leute gemeldet, die interessiert sind, und das macht mir sehr Freude. Ich möchte tatsächlich mein Unterrichtsstandbein mehr ausbauen, vor allem online.

Hatte es auch mit Disziplin zu tun – dass das Projekt nun fertig ist?

Ja, schon. Ich wusste, wann es fertig sein sollte. Und dann hab ich halt in den Lücken, die seit März entstanden, richtig Gas gegeben. Wenn ich was im Kopf habe, dann zieh ich es auch durch. Bisher war es immer so, dass ich etwas fallen gelassen habe, wenn ich nicht ganz überzeugt war. Aber hier wusste ich, ich will das machen! Also musste es raus. Wenn der innere Drang da ist, dann geht es.

Wie wichtig ist denn sonst Selbstdisziplin, in deinem Alltag, für deine Musik?

Ich war mal bei Dave Liebman* in den USA in einer Masterclass. Er hat empfohlen, dass man sich vor dem Üben eine Liste mit Dingen machen soll, die man erreichen möchte, und sich dann zuerst dasjenige herauspickt, das am wenigsten weit entfernt ist. Wenn man dieses kleine Ziel schafft, bekommt man ein gutes Gefühl, und mit diesem guten Gefühl schafft man dann auch die schwierigeren Sachen. Das habe ich mir sehr zu Herzen genommen. Bei den Projekten dieses Jahr habe ich das genau gleich gemacht. Als Erstes habe ich mir die Komposition von Saxophonquartetten rausgesucht. Das hatte ich schon so lange machen wollen – und es war ein Ziel, das einfach zu erreichen war. Ich habe also drei Saxophonquartette geschrieben, und als Nächstes kam dann das Workbook dran.

Und was kommt jetzt?

(lacht) Steile Vorlage! Hmmm. Mein grosses persönliches Langzeitprojekt ist meine Komposition für Symphonieorchester. Daran habe ich schon 2016 in New York zu schreiben begonnen. Aber es wird noch eine Weile dauern, bis ich damit fertig bin. Und SOFIA** steht bei mir natürlich auch immer im Fokus, mein Netzwerk zur Unterstützung weiblicher Musiker:innen. Da arbeiten wir aktuell an einer Dokumentation.

Du gehörst zu denjenigen, die den Dreh richtig raus haben in Sachen Präsentation auf sozialen Medien. Und du wirkst dabei ganz sympathisch und überhaupt nicht marktschreierisch.

Ja, das ist halt so ein Ding, das Selbstmarketing... ich versuche möglichst nicht zu künsteln, sondern einfach das zu präsentieren, was ich grad so mache. Aber immer ein bisschen mit Abstand. Ich präsentiere mich nicht als Privatperson, dafür bin ich zu scheu. Aber als Musikerin teile ich gerne das, was ich mache. Es ist ein guter Weg, mit seiner Musik rauszugehen. Und es bringt mir wirklich neue Schüler:innen und neue Gigs. Ich habe schon ein paar Konzerte dank Facebook angeboten bekommen. Aber das Private möchte ich raushalten.

Und zum Schluss noch: Was für Musik hörst du dir im Moment an?

Ich höre sehr viel klassische Musik. Und isländische Musik! Ich bin so fasziniert, weil die so unendlich ist, und so weit.

* US-amerikanischer Jazzsaxophonist (*1946)

**SOFIA (support of female improvising artists) findet alle zwei Jahre als internationaler Workshop an der Zürcher Hochschule der Künste statt.

VIELLEICHT ANDERS

Von Mut und Aufbruch

Als ich vorletztes Jahr an ein Literaturfestival in Mosambik eingeladen wurde, bin ich mit einem schweizerdeutschen Text gegangen und habe bewusst entschieden, dass er nicht übersetzt werden soll. Die Leute hatten mega Freude. Ich finde es so spannend, wie das funktioniert! Für mich ist da auch eine gewisse Lust am Scheitern dabei. Es gibt mir ein bisschen einen Nervenkitzel – alles was funktioniert über den Haufen zu werfen und in einem neuen Setting auszuprobieren.

Valerio Moser, Slam-poet

Ich habe gedacht, ich nutze die freie Zeit und tue endlich all das, was schon lange in der Warteschlange war. Unter anderem dieses Workbook! Ich wurde schon oft von Leuten an Konzerten gefragt, ob es für meine Stücke nicht auch Noten gäbe (...). Ich probiere das einfach mal aus.

Nicole Johännitgen, Saxophonistin

Und ich dachte, wenn ich schon Brot mache, könnte ich das ja auch draussen auf eine Tafel schreiben – ganz einfach. Und Migottseel, das het vo Afang a ghove! Es lief so gut, dass ich bald vier Backofen in der Küche hatte und immer mehr Produkte herstellte, Konfitüren, Sa-latsaucen, alles Mögliche. Wir entschieden, die Kühe wegzugeben und eine Backstube, einen Laden und ein Lager einzurichten.

Anita Zahnd, Landwirtin

Ehrlich gesagt bin ich ja nicht ganz freiwillig nach Berlin gekommen... Der Punkt war einfach, dass mein Partner und ich aus New York wegmussten. Aus finanziellen Gründen, aber auch aufenthalts-technisch – aktuell werden die Visa nicht mehr verlängert. Und ich war seit acht Jahren immer überall Ausländerin, immer Immigrantin. Deshalb dachte ich, es wäre angenehm, nach Deutschland zurückzugehen, wo ich aufgewachsen bin.



Lisa Hoppe, Bassistin

Ich fühle mich im Jazz immer noch zuhause, aber ich habe auch andere Musik entdeckt. Es war einfach ein altes Bild von mir, das ich immer mitgetragen habe – ich, der Jazzmusiker! Dabei interessiere ich mich schon seit Jahren auch für andere Musik, habe es aber nie wirklich verfolgt.

Simon Spiess, Saxophonist

Aus meiner sehr subjektiven Perspektive fühlt es sich schon so an, als wären Shifts im Gange. Mit dem Mischen haben ja ganz viele angefangen, da bin ich bei weitem nicht der Einzige. Viele hatten halt Zeit, sich mit Dingen auseinanderzusetzen, die mit dem Alltag nichts zu tun haben. Und nun fragen sie sich, ob sie das mitnehmen können.

Matthias Kohler, Saxophonist

Was wir machen, ist Neuland. Es geht uns darum, in den Gebärdensprachen einen Rhythmus zu finden, einen eigenen Stil, eine eigene Form.

Rolf Perrollaz, Gebärdensprachpoet

Ich möchte nicht grad als Erstes denken, dass es unrealistisch ist, und dass man gar nichts mehr erreichen kann.

Anouk Kronawitter, Klimaaktivistin

Simon Spiess

Saxophonist, Aarburg (CH)

Hat sich für dich im letzten Jahr in Sachen Musik etwas verändert?

Der Lockdown und die Geburt meiner Tochter fielen genau zusammen. Für mich hat sich also extrem viel verändert (lacht). Es fühlt sich an, als wäre meine ganze Frequenz runtergegangen, von hoch und aufgeregt zu ruhiger und entspannter. Es ist sicher natürlich, dass man dieses Hochfrequenzige etwas verliert, wenn man ein Kind bekommt.

Und ganz allgemein, oder musikalisch gesehen, ist es sicher eine reinigende Zeit. Ich habe zum Beispiel gemerkt, dass ich mich nicht mehr im gleichen Zyklus bewegen möchte wie vorher. Seit zehn Jahren verfolge ich das Schema ‚Album einspielen und dann damit auf Tournee‘, und wieder von vorne. Immer auf die gleiche Art. Das möchte ich nicht mehr machen.

Weshalb?

Weil es eine Repetition ist und nichts Frisches von mir verlangt. Es ist einfach Routine. Das Musik machen an sich ist nicht Routine, und die Projekte auch nicht. Aber der ganze Zyklus repetiert sich halt immer. Das muss nicht unbedingt schlecht sein. Aber ich spüre einfach, dass ich das in dieser Form nicht mehr möchte.

Hast du schon eine Idee, wie es weitergehen könnte?

Nein, noch nicht... obwohl, ein bisschen habe ich schon damit begonnen. Ich distanziere mich nun mehr von diesem Jazzmusikerding. Ich übe zwar immer noch jeden Tag Saxophon, das ist für mich wie Meditation. Und ich fühle mich im Jazz immer noch zuhause, habe aber auch andere Musik entdeckt. Es war einfach ein altes Bild von mir, das ich immer mitgetragen habe – ich, der Jazzmusiker! Dabei interessiere ich mich schon seit Jahren auch für andere Musik, habe es aber nie wirklich verfolgt, weil ich fürchtete, dass es zu viel Zeit vom Saxophon wegnehmen könnte. Die letzten Monate haben mir also eigentlich sehr gut getan.

Entstand dein Interesse an elektronischer Musik auch in den vergangenen Monaten? Oder hat das schon früher begonnen?

Es begann vor ein paar Jahren mit der Verfremdung des Saxophons, damals noch auf ganz einfacher Basis, mit zwei, drei Effekten. Durch coole Videos auf Instagram bin ich dann auf Gitarreneffekte gestossen und dadurch dann auch in

die Synth-Geschichte reingerutscht. Das hat mich völlig verschlungen! Ich habe Stunden damit verbracht, Synthesizer auszuchecken, und meine Stimme darin zu suchen.

Fühlst du dich nun manchmal zerrissen – zwischen dem Saxophon und den Synthesizern?

Es sind einfach zwei ganz unterschiedliche Welten. Bei der elektronischen Musik interagiere ich nur mit mir selber, und wenn ich Saxophon spiele, interagiere ich mit meinem Umfeld, mit einer Band.

Könntest du dir auch vorstellen, beides auf der Bühne zusammenzubringen?

Ja, daran bin ich sehr interessiert und habe es auch schon ein paarmal gemacht. Was die elektronische Musik betrifft, würde ich aber am liebsten mit anderen Kunstschaaffenden zusammenarbeiten, mit Tänzer:innen zum Beispiel. Das fände ich sehr interessant.

Du würdest also bei der elektronischen Musik eher das Transdisziplinäre suchen?

Ja, genau. Für meine Konzertreihe Labohr in Olten habe ich übrigens vermehrt auch Synths mitgebracht. Ich fühle mich da schon zunehmend zuhause.

Für eine der letzten Labohr-Veranstaltungen hast du einmal auch den Jazz- und Elektronikmusiker Bruno Spoerri* eingeladen, oder?

Genau, das war mega toll!

Er ist wahrscheinlich recht ähnlich wie du – vom Jazz geprägt und gleichzeitig an der elektronischen Musik interessiert?

Ja! Er ist ein grosses Vorbild. Er interessiert sich wirklich für die genau gleichen Themen. Er ist sehr offen, und gleichzeitig pflegt er auch die Tradition des Jazz sehr stark. Ich finde, wenn man sich für zwei Dinge interessiert, sollte man beide sehr intensiv verfolgen. Sonst ist es vielleicht besser, wenn man sich nur für eines entscheidet. Und er widmet sich beidem intensiv, schon seit Jahrzehnten.

Nehmen wir einmal an, du hättest unbegrenzte Geld- und Zeitressourcen. Was wäre dein liebstes musikalisches Projekt?

Ich würde mir ein unglaublich schönes Studio bauen, wo ich das Setup habe, das ich mir erarbeitet habe – einerseits mit meinen Saxophonen und andererseits mit meinen Synths. Ich habe im Lockdown gemerkt, dass ich auch mega ger-

*Schweizer Elektronik- und Jazzmusiker (*1935)

ne einfach für mich Musik mache tagsüber, diese langen Drones*. Die beflügeln mich sehr. Ich dachte immer, mein Leben müsse auf einer Bühne stattfinden. Aber ich habe gemerkt, dass ich schon mega glücklich bin, wenn ich einfach nur Musik machen kann. Ich würde mir also einen richtigen Soundtempel bauen (lacht), in dem ich stundenlang arbeiten kann, allein und mit anderen.

Du könntest doch Drone-Unterricht anbieten. Beruhigende Musik für Körper, Geist und Seele!

Stimmt, das muss ich mir überlegen! Gute Idee (lacht). Ich glaube, das würde auch vielen Kids sehr gut tun. Und Erwachsenen auch. Mit meiner Tochter zum Beispiel mache ich das ziemlich aktiv. Ich mache mit ihr jeden Tag ein bisschen Musik.

*Drones sind lange und langsame Tonreihen, die sich oft wiederholen. Sie sind mit Synthesizern einfach zu kreieren, und zwar für jedermann – und können einen stark meditativen Charakter haben.



Nayan Stalder

Hackbrettspieler, Bern (CH)

Wie bist du auf das Hackbrett gekommen?

Das war eigentlich ein Zufall! Ich habe es als etwa Achtjähriger an einem Konzert zum ersten Mal gesehen. Meine Mutter sang im Chor, und im Orchester war ein Hackbrett dabei. Und kurz darauf habe ich es bei einer Strassenmusikgruppe in Bern gesehen, die rumänische oder ungarische Volksmusik gespielt hat. Dort hat es mich dann so richtig gepackt, weil ich gemerkt habe, was für coole Sachen man damit machen kann, und wie vielfältig es ist. Von da an war für mich klar, dass ich Hackbrett spielen lernen wollte. Wir hatten dann das Glück, dass wir ziemlich in der Nähe jemanden fanden, der Hackbretter baut und auch Unterricht gibt.

Du spielst also Hackbrett, seit du acht Jahre alt bist?

So mit neun Jahren habe ich dann begonnen, ja.

Hast du dir je einmal überlegt, auf Schlagzeug oder Gitarre umzusteigen?

Nein, nicht wirklich.

Es war also Liebe auf den ersten Blick.

Das kann man so sagen! Es lief allerdings lange einfach nebenbei, ich hatte noch viele andere Hobbys und habe mir lange auch gar nicht überlegt, die Musik als Beruf oder als Berufung zu verfolgen.

Und wie kam es, dass du dich doch dafür entschieden hast?

Auch das war eher ein Zufall. Es war für mich deshalb keine Option, weil ich gar nicht wusste, dass man Hackbrett studieren kann. Den Volksmusik-Studiengang in Luzern* gibt es ja erst seit ungefähr zehn Jahren. Jemand hat mich plötzlich gefragt, ob ich davon wüsste – er habe es im Radio gehört. Da dachte ich, warum eigentlich nicht? Mehr aus Spass, um einmal zu schauen, wie es wäre, habe ich die Prüfung für's Vorstudium gemacht. Und dann habe ich angefangen und einfach nicht mehr aufgehört. Und heute könnte ich mir nichts anderes mehr vorstellen.

*am Institut für Jazz und Volksmusik der Hochschule Luzern – Musik

Welchen Stellenwert hatte die Volksmusik vor dem Studium in deinem Leben?

Es kommt auf die Volksmusik an. Zu Schweizer Volksmusik hatte ich eigentlich überhaupt keinen Bezug. Ein bisschen natürlich durch das Instrument und durch meinen Lehrer, da habe ich schon ab und zu mal einen Ländler oder einen Walzer gespielt. Es hat mich aber nicht sehr interessiert. Ich habe als Kind sehr gern irische Volksmusik gespielt, und Stücke aus dem Balkan.

In der Hackbrettstunde hast du also eher Volksmusik aus anderen Ländern gespielt.

Ja. Oder sehr breit gemischt jedenfalls. Ich habe auch viel Geigenliteratur gespielt. Zum Teil auch Klavieradaptionen, zweistimmige Interventionen von Bach zum Beispiel. Zuhause haben wir viel Barockmusik gemacht, weil meine Schwester Blockflöte spielte und mein Bruder Klavier und Cembalo.

Und dann hast du also zu studieren begonnen. Der Studiengang nennt sich ja ‚Volksmusik‘ – ich gehe davon aus, dass damit Schweizer Volksmusik gemeint ist?

Genau, der Hauptfokus liegt eigentlich auf alpenländischer Volksmusik.

War das für dich damals musikalisch eine neue Welt?

Bis zum Studium habe ich gedacht, ich mache da jetzt ein bisschen mit und verfolge dann später trotzdem mein eigenes Ding. Als ich aber die anderen Studierenden kennen gelernt habe, und die Dozierenden, die über ein enormes Wissen verfügen, habe ich gemerkt, wie breit das Feld überhaupt ist. Und dass Schweizer Volksmusik nicht nur das ist, was man auf der Musikwelle im Radio hört. Mittlerweile spiele ich sie sehr gern. Ich habe zum Beispiel sehr den Zugang zu älterer Schweizer Musik gefunden, also alles vor dem zwanzigsten Jahrhundert. Ich mag auch Tanzmusik und bin gern ab und zu an einer Stubete* dabei. Es gibt sehr coole Ländler!

Schweizer Volksmusik ist politisch ziemlich vereinnahmt worden, jedenfalls nehme ich das so wahr. Wie siehst du das?

Das ist eine schwierige Frage. Klar, die Volksmusik wurde zu einem gewissen Zeitpunkt politisch instrumentalisiert, und das ist auch heute noch spürbar. Und ich denke, gerade die Volksmusik läuft immer Gefahr, von Leuten mit nationalistischem und konservativem Gedankengut vereinnahmt zu werden, da sie wohl als

*als Stubete wird in der Schweiz eine Kombination aus Konzert und freiem Musizieren bezeichnet, an der Volksmusik gespielt wird

etwas betrachtet wird, das bewahrt werden muss. Was natürlich überhaupt nicht stimmt – denn wenn man sich intensiver damit beschäftigt, merkt man sofort, dass sich die Musik ständig verändert hat und von musikalischen Einflüssen aus der ganzen Welt getränkt ist. In der Schweiz waren zum Beispiel immer Fahrende unterwegs, die die Musik extrem beeinflusst haben. Ich beobachte aber, dass es für die Volksmusiker:innen selber eigentlich kein grosses Thema ist. Man will einfach Musik machen. Und auch die Musik an sich ist ja überhaupt nicht politisch. Es ist Tanzmusik, Unterhaltungsmusik, zum Teil auch Kunstmusik, aber sie hat selten den Anspruch, ein politisches Statement abgeben zu wollen. Für mich ist es unterdessen nicht mehr ein grosses Politikum. Die Musik wird manchmal dafür genutzt, aber es dünkt mich auch, die Stigmatisierung der Volksmusik bricht immer mehr auf. Es gibt ja all die Festivals, die Stubete am See, das Alpentöne-Festival, die von einem sehr gemischten Publikum besucht werden. Und ich beobachte auch bei meinen Schüler:innen, dass sie einen sehr unkomplizierten Umgang mit der Schweizer Volksmusik haben. Für sie ist es einfach Musik wie jede andere auch.

Kam es einmal vor, dass du an einer Stubete gedacht hast: Mit dem hier anwesenden Publikum möchte ich lieber nicht über politische Themen sprechen?

Es gab sicher Momente, wo ich vor einem Publikum gespielt habe, das politisch wohl ganz anderer Meinung war. Was ja nicht heisst, dass ich deswegen nicht mit ihnen sprechen möchte. Gerade dann sollte man doch miteinander reden!

Genau. Das ist doch das Interessante. Man studiert in Luzern und spielt später an einer Stubete, und plötzlich mischen sich die vorher eher getrennten Welten.

Ja. Dadurch können sicher gewisse Dinge durchbrochen werden.

Was beschäftigt dich im Moment musikalisch besonders?

Im Moment bin ich durch das Jazz-Masterstudium auf der Suche danach, wie ein Hackbrett im Jazz klingen kann. Ich transkribiere extrem viele Bebop-Solos* und versuche die Sprache auf das Hackbrett zu übertragen. Und gleichzeitig arbeite ich an der elektronischen Erweiterung des Instruments. Ich arbeite zunehmend mit Effektgeräten, mit Ableton Live**, und so weiter.

*Bebop ist ein virtuoser, schneller Jazzstil, der in den 1940er Jahren in den USA aufkam

**eine Musikproduktions-Software, die sich sowohl auf der Bühne an Konzerten als auch für die Kompositionsarbeit im Studio eignet

Gibt es jemanden, der das schon macht? Hast du ein Vorbild?

Nein. Gerade was den Jazz angeht, also wirklich den traditionellen Jazz, kenne ich niemanden. Und in Sachen Elektronik gibt es auch nur ein paar wenige Leute. Es gab in der Ostschweiz eine Weile lang ein Duo mit einem DJ und einem Hackbrettspieler, da ging es aber mehr in Richtung Clubmusik. Und sonst ist es ein unbeschriebenes Blatt.

Bist du denn ein Pioniertyp?

Nein, eigentlich nicht. Ich mache einfach das, worauf ich Lust habe. Wenn dabei etwas Neues entsteht, ist das toll. Aber es ist nicht mein Anspruch, Pionierarbeit zu leisten.

Fühlst du dich eigentlich mehr als Schweizer, seit du Schweizer Volksmusik spielst?

Nein, überhaupt nicht. Wenn, dann müsste man zuerst die Frage stellen klären, was es überhaupt bedeutet, ein Schweizer oder eine Schweizerin zu sein. Wenn du damit meinst, ob ich mich mehr wie ein ‚Eidgenosse‘ fühle, dann sicher nicht (lacht). Nein, wirklich nicht. Ich finde eher, je mehr Musik man macht, umso offener wird man für alles andere. Und das wiederum könnte dann ja schon auch etwas Schweizerisches sein, nicht?

Durchaus! Und noch eine letzte Frage – wie läuft es coronabedingt mit deinen verschiedenen Bands?

Unterschiedlich. Mit einigen Projekten sind wir fleissig am Weiterproben und können die Zeit gut nutzen, und bei anderen ist gerade ein bisschen die Luft raus. Die ständige Unsicherheit, ob und wann es wieder weitergeht, zehrt an den Kräften. Ich spüre langsam eine gewisse Müdigkeit bei vielen Menschen. Zu Beginn waren alle recht entspannt. Gleichzeitig war es auch spannend, so etwas hatte noch niemand erlebt. Unterdessen sind aber viele erschöpft. Es ist jetzt wichtig, dass wir aufeinander schauen. Dass man sich Zeit nimmt füreinander, im Gespräch bleibt und merkt, wenn jemand gerade ein bisschen Unterstützung braucht.

ENTGEGENKOMMEN

Ahnen, wer die Anderen sein könnten

Ich habe sehr schnell gemerkt, dass jedes Land eine andere Vorstellung von ‚normal‘ hat, und jeweils davon ausgeht, diese sei universell. Das gilt für soziale Normen, aber auch für wissenschaftliche Forschung und Musik. Ich dachte immer, bei einem 9/8-Takt sei die Aufteilung 2+2+2+3 normal, so wie es in der bulgarischen Musik meist ist – obwohl es natürlich jede mögliche Aufteilung gibt. Es ist einfach die häufigste. An meinem ersten Semester an der Boston University gab es deshalb eine Reihe von Missverständnissen, weil dort 3+3+3 als die normale Aufteilung galt.

Alexandra Fol, Organistin

Das Aufwachsen zwischen zwei so verschiedenen Kulturen – der ägyptischen und der schweizerischen – habe ich nicht immer als einfach erlebt. Ich war immer eine Exotin. Es ist sehr schwierig, eine Brücke zu schlagen.

Maha Zeitoun, Kinder- und Jugendpsychiaterin

Ich schaue manchmal ganz neidisch auf die tamilische Diaspora, weil ich denke, die können sich dort gegenseitig in diesem Kulturclash unterstützen.

Sunita Asnani, Tanzschaffende

In Köniz leben Menschen, die ein sehr urbanes Leben führen, und andere, die ganz auf dem Land wohnen. Sehr unterschiedliche Weltanschauungen kommen hier zusammen. Ich schätze es, dass ich im Amt Kontakt mit so vielen verschiedenen Menschen habe, und Einblick in das riesige Spektrum bekomme, auf wieviele Arten man die Welt sehen kann. Das macht Köniz sehr reich. Und gleichzeitig ist es natürlich auch eine Herausforderung, besonders auf der politischen Ebene.

Annemarie Berlinger-Staub, Gemeindepräsidentin

Musik und Politik, das ist ein schwieriges Thema. Ich mache mir auch viele Gedanken. (...) Ich finde, man sollte nicht explizit politisch sein mit Musik. Für mich ist es im Moment so, dass ich Stellung beziehen möchte, aber nicht unmittelbar mit der Musik, die ich mache. Sonst bringe ich Dinge zusammen, die nicht zusammengehören, oder instrumentalisieren die Musik, und dann wird das Ganze sehr manipulativ.

Lisa Hoppe, Bassistin



WindowSwap hat mein Bild des Irans sehr verändert. Wir haben so schöne Fenster von dort, mit wundervollen Gärten und auch wieder schneebedeckten Berglandschaften. Das Bild, das wir uns aufgrund von Medienberichten vom Iran machen, ist ein ganz anderes. Die Fenster geben uns einen Eindruck vom täglichen Leben im Iran, von dem man in Zeitungen nicht liest.

Sonali Ranjit, Gründerin von WindowSwap

Es gab im Vorfeld zur Selbstbestimmungsinitiative [für die ich mich engagiert habe] auch weitere Stimmen – eine Mail, und eine Anfrage auf Twitter, ob die Leute hier überhaupt wüssten, dass jemand wie ich hier sei. Das hat mich schon mega getroffen. Aber ich habe vom Effinger rasch einen starken Rückhalt gespürt. Es wurde gesagt: Wo, wenn nicht hier, soll man eine andere politische Meinung vertreten können?

Urs Vögeli, Unternehmer

Es gab sicher Momente, wo ich vor einem Publikum gespielt habe, das politisch wohl ganz anderer Meinung war. Was ja nicht heisst, dass ich deswegen nicht mit ihnen sprechen möchte. Gerade dann sollte man doch miteinander reden!

Nayan Stalder, Hackbrettspieler

Lisa Hoppe

Bassistin, Berlin (DE)

Lisa, ich habe dir erzählt, dass ich in einer Bibliothek zufällig auf Elizabeth Blackwell* gestossen bin, und dass mich ihre Geschichte berührt hat. Und du hast dich nun auch ein bisschen eingelesen. Wie ist es dir ergangen?

Ja, es ist eine echt inspirierende Geschichte! Man kann sich das kaum vorstellen. Sie hat ihr Leben lang eine klare Vision verfolgt.

Ich habe dir ein Musikstück zum Aufnehmen gegeben und dir gleichzeitig gesagt, es hänge für mich mit dieser Frau zusammen. Wie war das für dich? War das für dich eine Einschränkung?**

Für mich war das mega gut. Solche Grenzen sind manchmal wie eine Befreiung. Aus dem Nichts zu arbeiten ist viel schwieriger. Ich habe mir dann auch einen bestimmten Aufnahmetag gesetzt. Es ist so viel einfacher, wenn man eine Deadline hat, und dann auch noch ein bestimmtes Sujet! Ich habe grad gedacht, es wäre vielleicht eine Idee für ein Soloalbum – ein paar Leute zu fragen, ob sie mir ein Stück schreiben möchten.

Du trägst wohl das grösste und schwerste Instrument mit dir herum. Bekommst du Reaktionen darauf – im Bus zum Beispiel, oder nach Konzerten?

Wenn ich mit dem Bass unterwegs bin, werde ich immer wieder angesprochen. Das finde ich häufig ganz nett. Der Bass kann ein guter Eisbrecher sein. Häufig sind es aufgeweckte Kinder, die ihren Eltern widersprechen, weil sie wissen, dass es ein Kontrabass ist und kein Cello. Aber es sind natürlich auch andere Reaktionen dabei, manchmal sehr sexistische.

Ganz allgemein: Wie ist es für dich als Frau in der Jazzszene? Hat sich in den letzten Jahren etwas verändert?

Ich werde ständig zur Expertin gemacht und gefragt, warum die Strukturen im Jazz so konservativ seien – wo doch der Jazz so frei sei. Ich muss ständig darüber reden, wie es ist, eine Frau zu sein, die Jazz spielt. Weil es halt immer noch

*Elizabeth Blackwell (1821 – 1910) war die erste Frau, die in den USA Medizin studiert hat

**Das Stück ‚Crusade‘ wurde auf bandcamp.com/vignettiste veröffentlicht

sehr wenige Instrumentalistinnen gibt, und diese häufig nicht sehr sichtbar sind. Was bedeutet, dass es quasi ein politischer Akt ist, wenn ich als Performerin mit einem männlich besetzten Instrument auf der Bühne stehe. Das finde ich total anstrengend. Wer mich fragt, bekommt zur Antwort: Macht doch eure Hausaufgaben, bildet euch weiter, informiert euch und handelt! Die patriarchalische Gesellschaftsordnung prägt den Jazz genau gleich wie das restliche Leben. Lisa-Sein im Jazz ist dasselbe wie Lisa-Sein im Leben. In der Regel ist es okay, aber da ist noch so viel, was wir in punkto strukturelle Gerechtigkeit und Chancengleichheit ändern müssen. Nicht nur im Bereich Gender.

Du sagst, du kannst der politischen Ebene, die dein Dasein als Instrumentalistin hat, nicht entkommen. Wie ist es in der Musik? Kann die auch politisch sein? Ich finde manchmal, Musik nur als Musik macht kaum Sinn. Warum schöne Töne spielen, wenn es so viele wichtigere Baustellen gibt, das ist doch egozentrisch?

Ja. Musik und Politik, das ist ein schwieriges Thema. Ich mache mir auch viele Gedanken, auch um das Egozentrische der Musik, wie du es ausdrückst. Ich finde, man sollte nicht explizit politisch sein mit Musik. Für mich ist es im Moment so, dass ich Stellung beziehen möchte, aber nicht unmittelbar mit der Musik, die ich mache. Sonst bringe ich Dinge zusammen, die nicht zusammengehören, oder instrumentalisieren die Musik, und dann wird das Ganze sehr manipulativ. Ich versuche einfach eine gute Demokratin zu sein (lacht): Ich stimme ab, ich lese News und spreche mit verschiedenen Leuten. Und die Musik mache ich, weil sie mir gefällt, und anderen Leuten vielleicht auch.

Du hast vorhin gesagt, konkrete Ziele seien hilfreich. Hat das mit Corona zu tun? Weil im Moment viele Ziele wegfallen?

Ja, auf jeden Fall. Im Moment habe ich sehr wenig Struktur. Seit sechs Wochen bin ich in Berlin, in einer für mich ziemlich neuen Stadt, und habe noch keine regelmässigen Jobs. Ich muss mir alles selber einrichten.

Du bist aus New York hierhergezogen. War es ein bewusster Entscheid, in eine Stadt zu gehen, die du noch nicht gut kennst?

Ehrlich gesagt bin ich ja nicht ganz freiwillig nach Berlin gekommen... Der Punkt war einfach, dass mein Partner und ich aus New York wegmussten. Aus finanziellen Gründen, aber auch aufenthaltsrechtlich – aktuell werden die Visa für Künstler:innen nicht mehr verlängert. Und ich war seit acht Jahren immer überall Ausländerin, immer Immigrantin. Deshalb dachte ich, es wäre angenehm, nach

Deutschland zurückzugehen, wo ich aufgewachsen bin. In der Schweiz war ich ja auch lange. Da ist es natürlich ein bisschen anders als in den USA. Ich weiss nicht ob du weisst, wie das ist?

Nein...

Nur ein kleines Beispiel: In Deutschland muss man sich bei der Ausländerbehörde melden. Das ist ja auch schon ein sehr seltsames Wort. In der Schweiz heisst das aber Fremdenpolizei.

Wow.

Ja (lacht). Es war jedenfalls so, dass ich wusste, wenn das mit Corona so weitergeht, wird es finanziell extrem schwierig. Mein Partner ist Argentinier – und dort ist nicht nur Corona ein Thema, sondern auch die politische Situation. Das war deshalb keine Option. Wir hingen einfach beide ein bisschen in der Luft. Deshalb haben wir gesagt, lass uns nach Deutschland gehen, und zwar nach Berlin, dort kommt man mit englisch durch. Es war eigentlich ein Ausschlussverfahren. Und jetzt sind wir halt hier.

Hast du im letzten Jahr auch einmal darüber nachgedacht, die Musik an den Nagel zu hängen?

Eigentlich nicht. Aber ich habe schon überlegt, ob es Sinn machen würde, zusätzlich einen neuen, krisensicheren Beruf zu erlernen. Aber Koch zum Beispiel ist halt auch nicht viel besser als Musikerin... Mit der Musik ganz aufzuhören, stand für mich nie zur Diskussion. Ich habe grosses Glück, dass es finanziell irgendwie zum Leben reicht.

Und was denkst du, wie geht es bei dir weiter?

Das ist eine sehr gute Frage... ich hoffe schon, dass ich in einem Jahr noch in Berlin bin. Ich schreibe im Moment sehr viel Musik. Ich hoffe, dass bald einmal alles wieder ein bisschen normal wird, dass ich unterrichten und meine Sachen wieder spielen kann, in Konzerten, mit anderen Leuten.



Urs Vögeli†

Gitarrist, Schaffhausen (CH)

Du interessierst dich für amerikanische Musik – das hört man deinem kürzlich erschienenen Soloalbum* deutlich an. Haben dich der Blues, die Roots Music, schon immer interessiert?

Es begann mit etwa vierzehn oder fünfzehn Jahren. Ich hatte da meine erste E-Gitarre, hörte mir Jimi Hendrix und Eric Clapton an, und merkte schnell, dass das, was die spielen, eigentlich von dieser früheren Musik kommt. Anfang der 90er Jahre war ja die Hochblüte der CD-Zeit, und all die verschollenen Aufnahmen kamen zum ersten Mal heraus. Das hat mich total fasziniert.

Erinnerst du dich an die erste Platte, die dir richtig den Ärmel reingezogen hat?

Ja! Ich war damals gerade in Neuenburg in einem Internat. Ich weiss noch genau, wie ich einmal in den CD-Laden gegangen bin und dort die komplette Box mit allen Aufnahmen von Robert Johnson** entdeckt habe. Es gibt von ihm nur ganz wenige Aufnahmen – er gehört auch zum 27er Club. Diese Aufnahmen als CD in den Händen zu halten, und später zum Beispiel das Original von Sweet Home Chicago zu hören, das war schon eindrücklich.



† Wenige Wochen nach unserem Gespräch erreichten mich traurige Nachrichten: Urs Vögeli war im Mai 2021 verstorben. Sein Tod war und ist ein schwerer Verlust für die Schweizer Jazzszene. Dieses Interview erscheint mit ausdrücklicher Genehmigung seiner Hinterbliebenen.

* Urs Vögeli solo: My own country (2021), erschienen auf Rabbit Hill Records

** US-amerikanischer Bluesgitarrist (1911 – 1938)

Hast du Jazz dann schlicht mangels Alternativen studiert?

Nein, das nicht (lacht). Klassische Musik hat mich nie interessiert, und Popmusik fand ich zwar cool, habe aber nach etwas anderem gesucht. Darum habe ich irgendwann gemerkt, dass ich an die Jazzschule muss, wenn ich Musiker werden will. Also habe ich mir in einem Plattengeschäft in Schaffhausen zwei Jazzplatten gekauft: eine von Wes Montgomery* und eine von John Scofield**. Dann habe ich Unterricht zu nehmen begonnen. Und es ging eine neue Welt auf. Der ganze Aspekt der Improvisation im Jazz hat mich sofort gepackt und ist extrem wichtig für mich.

Jazz ist ja auch amerikanische Musik. Und die ganze amerikanische Popkultur beeinflusst uns hier stark – die Faszination für das, wofür Amerika steht, die Sehnsucht nach Prärie und Weite. Gehört das für dich auch dazu?

Für mich war es zuerst einmal erschreckend zu merken, dass ich als Schweizer eigentlich keine Musikkultur kenne. In Schaffhausen gibt es ja nicht einmal Naturjodel. Von diesem ganzen Konsum, der Popkultur, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus den USA zu uns kam, sind wir natürlich stark geprägt. Das sehe ich auch sehr kritisch. Man hat immer so falsche Vorstellungen davon, wie das ist, wenn der Blues ein Teil der Kultur ist. Dabei wird das historische Erbe in den USA oft gar nicht gepflegt. Viele der alten Spielstätten wurden einfach abgerissen. Ich war mal an der Beale-Street*** in Memphis, das ist jetzt einfach eine Touristenfalle.

Die ‚Black Lives Matter‘-Bewegung hat auch Jazzmusiker:innen zum Nachdenken gebracht. Die Frage, ob wir der Geschichte des Jazz als weisse Europäer:innen mit genügend Respekt begegnen, beschäftigt mich sehr.

Das Thema der kulturellen Aneignung meinst du. Grundsätzlich finde ich: Jazz, oder Blues, ist einfach mal Musik. Aber was damit nachher an Klischees transportiert wird, ist natürlich schon etwas anderes. Die Musik ist ein Rohmaterial, das man auf sich wirken lassen kann. Aber es ist wichtig, sich mit dem sozialen Umfeld, der Geschichte, dem Hintergrund auseinanderzusetzen.

* US-amerikanischer Jazzgitarrist (1923 – 1968)

** US-amerikanischer Jazzgitarrist (* 1951)

*** eine Strasse in Memphis, Tennessee – eine für den Blues ikonische Stätte



Mir ist kürzlich eingefallen, wie wir im Vorkurs für die Jazzschule einmal ‚Watermelon Man‘* von Herbie Hancock gespielt haben. Wir dachten ganz naiv, dass das einfach ein funky Tune war.

Es tut uns allen gut, dass dieses Thema da ist, und dass wir uns damit auseinandersetzen. Als ich das erste Mal Watermelon Man gespielt habe, hat auch niemand etwas dazu gesagt. Es war für mich einfach ein Vehikel, um etwas zu lernen. Ich bin jetzt aufgeklärter und bin sehr froh darum.

Auch die Coronakrise führt dazu, dass sich der Blick auf gewisse Themen verändert. Viele Musiker:innen sagen, sie möchten nicht weitermachen wie bisher. Hat sich bei dir auch etwas getan?

Grundsätzlich möchte ich nicht mehr für sehr kleine Gagen an weit entfernte Gigs reisen. Ich überlege mir zum Beispiel, Konzertserien zu machen, viermal am gleichen Ort, und Leute zum Spielen einzuladen, die lokal dort wohnen. Solche Sachen. Das andere: Ich habe mein eigenes Plattenlabel gegründet. Die Musikmacherei ist ja ein professionelles Hobby geworden. Die Digitalisierung ist gescheitert, man müsste das Musikbusiness neu denken, es müsste genossenschaftlich, communitybasiert aufgebaut sein. Für uns Nischenmusiker:innen wäre vielleicht eine nationale Plattform mit fairen Konditionen interessant. Ich finde, man muss andere Wege suchen.

Mit deinem neuen Label Rabbit Hill Records möchtest du also etwas bewegen?

Genau, mit Claude Meier zusammen. Wir möchten unsere Musik nicht auf Spotify stellen. Für mich schliesst sich hier der Bogen zur Oldtime-Musik – damals war Musik etwas Lokales. Tonträger gibt es erst seit etwa hundert Jahren. Früher musste man an einen Ort gehen, wo Musik aufgeführt wird! Und das wäre ja eigentlich immer noch der Kern der Sache.

Du hast komplett recht, das ist für mich gerade wie ein Aha-Erlebnis. Seit Corona beschäftigt es mich sehr, wie Musiker:innen sich lokal für eine Community engagieren können. Vor den Tonträgern ging es ja gar nicht anders.

Ich finde es schon auch wichtig, dass man aus seiner Heimat rausgeht. Das soll man unbedingt beibehalten. Es lohnt sich, unterwegs zu sein, in den Zug zu stei-

*Das Bild Schwarzer Menschen, die Wassermelonen essen, ist ein häufig benutztes rassistisches Stereotyp – es wird in Verbindung gebracht mit Schmutz und Faulheit. Der Pianist Herbie Hancock (*1940) schrieb das Stück in Erinnerung an einen Wassermelonenverkäufer in Chicago und das Geräusch dessen Wagens auf den Pflastersteinen der Stadt, um das Stereotyp auf den Kopf zu stellen und wieder positiv zu besetzen.

gen und ein halbes Jahr in Paris zu verbringen. Es kann auch sein, dass man sagt, ich gehe ein halbes Jahr nach New York! Das muss trotz Klimakrise möglich bleiben. Wir sollen nicht provinzielle Kleinstädter:innen werden, sondern offen bleiben, nicht nur für musikalische Einflüsse. Ich möchte nur, dass wir uns überlegen, wie wir das organisieren.

Es muss ja auch nicht heissen, dass man zuhause versauert. Man kann sich kulturelle Inputs ja auch herholen, und zum Beispiel Leute einladen, was dann nicht nur einem selber etwas bringt, sondern auch dem Ort, wo man lebt.

Genau. Und dafür kann man wiederum auch die guten Seiten des Internet gut brauchen. Die Möglichkeiten des Austauschs und des Vernetzens.

Wenn Zeit und Geld kein Thema wären – was für ein musikalisches Projekt würdest du gern verfolgen?

(zögert lange) Ich würde genau das machen, was ich mir sowieso vorgenommen habe – ein Trio, das verdunkelte Countrymusik spielt. Das ist sowieso mein nächstes Projekt, egal ob ich dafür Zeit und Geld habe. Ich könnte mir gar nichts Besseres wünschen! Es wäre schön, eine Aufnahme zu machen, in den nächsten zwei Jahren damit zwanzig bis vierzig Konzerte vor je fünfzig Personen zu spielen, von denen jeweils zehn die Platte kaufen und sich für den Newsletter einschreiben. So dass ich irgendwann tausend interessierte Leute auf der Liste habe und nach dem Projekt eine schwarze Null schreiben kann. Ich gehe gerne unterrichten, um meine Miete zu bezahlen. Ich habe gar nicht so viele Bedürfnisse. Ich möchte halt einfach gehört werden. Wie wir alle.

Wie meinst du das?

Ich wollte die Musik auch schon an den Nagel hängen. Aber unterdessen weiss ich: Die Musik scheint mein Daseinszweck zu sein. Ich bin hoffnungsloser Idealist, ich bin philosophisch veranlagt, und bin sehr dankbar für die Musik, dank der ich mit Menschen in Austausch kommen kann, und mit der ich meine Wahrheit mitteilen kann. Ich wünschte, dass jeder Mensch so etwas erfahren könnte. Dass jeder etwas findet, das ihn in einen Flow bringt, wo er oder sie ganz bei sich ist, und nicht einfach ein Rädchen, das arbeiten und konsumieren muss. Ich versuche das für mich zu erreichen. Und irgendwie glaube ich, dass die Menschen in meinem Umfeld das auch mitbekommen, und sie merken, dass das nicht nur uns Musiker:innen vorbehalten ist, sondern dass sie das auch tun könnten. Auch wenn es nur eine halbe Stunde ist pro Tag, die sie sich dann für sich ganz allein nehmen.

Julie Campiche

Harfenistin, Genf (CH)

Du bist nicht nur als Musikerin sehr viel unterwegs, sondern engagierst dich auch politisch stark. Was motiviert dich dazu?

Es gehört für mich einfach dazu. Ich habe ein grosses Bedürfnis, mich zu engagieren. Der Mensch ist ein soziales Wesen, wir brauchen einander. Sich zu engagieren bedeutet für mich, sich an der Gesellschaft zu beteiligen. Die Musik fordert halt sehr viel, und ich habe deshalb weniger Zeit dafür als früher. Aber das Bedürfnis ist in den letzten Jahren wieder gewachsen, weil die Arbeit als Musikerin ziemlich egozentrisch ist, selbst wenn es darum geht, Musik zu machen, die man mit einem Publikum teilen möchte. Der ganze Arbeitsprozess, die Produktion, das Fundraising, ist einfach eine einsame und egozentrische Arbeit. Es geht immer um meine Musik, meine Band, mein Ding. Das ist ein Aspekt meiner Arbeit, den ich nicht sehr mag. Ich habe ein bisschen Mühe, mich in dieser Rolle einzuleben. Ich tue es, weil es sein muss, es ist halt ein Teil des Jobs. Denn wenn ich es nicht mache, habe ich keine Konzerte und keine Arbeit. Also akzeptiere ich es. Aber parallel dazu möchte ich mich zivilgesellschaftlich engagieren.

Dass die künstlerische Arbeit egozentrisch sein kann, beschäftigt mich auch. Sehe ich das richtig, dass du auf der Suche bist nach einem Gleichgewicht zwischen der künstlerischen Arbeit und dem politischen Aktivismus?

Für mich ist der Aktivismus meine selbstverständliche Arbeit als Bürgerin – meine Aufgabe als Mensch. Aber es ist wirklich kompliziert, weil mein Beruf sehr herausfordernd ist. Es sind so viele Stunden unregelmässige Arbeit, dass es schwierig ist, sich für eine Sache wirklich zu verpflichten. Umso mehr noch, wenn man eine Familie hat. Es stimmt schon, dass ein Konzert vor einem Publikum auch einen Aspekt des Teilens hat, es kann auch eine Art soziale Handlung sein – aber in der Realität machen Konzerte kaum zwanzig Prozent der Arbeit eines oder einer professionellen Musiker:in aus. Das politische Engagement ist für mich auch eine Energiequelle. Wenn ich es schaffe, etwas beizutragen und ein paar Stunden dabei zu sein, fühlt sich das für mich an wie frische Luft holen.

Hast du denn je darüber nachgedacht, mit der Musik aufzuhören, um mehr Zeit für Themen zu haben, für die du dich engagieren möchtest?

Ja, sehr oft (lacht). Nicht die ganze Zeit, aber sehr häufig.

Und was hält dich zurück?

(denkt eine Weile nach) Weisst du, ich stelle mir die Frage nie, während ich an der Harfe sitze. Ich habe immer dann Zweifel, wenn ich mich um das Buchen von Konzerten kümmern muss, um die Kommunikation, oder um die Organisation von Tourneen, mit all den Hindernissen, die es da gibt. Weil unser Status als freischaffende Musiker:innen politisch schwierig ist, oder weil ich keine Kosten für die Kinderbetreuung in ein Budget eintragen darf, zum Beispiel. All das frisst manchmal soviel Energie, dass ich mich frage, ob ich sie nicht besser anderswo einsetzen würde. Ich weiss von mir, dass ich Berge versetzen kann, wenn ich von einer Sache überzeugt bin. Ich frage mich manchmal, ob ich diese Energie nicht besser für Migrantenkinder in der Schweiz einsetzen sollte. Das ist nur ein Beispiel – es gäbe tausende mögliche Themen.

Diese Frage scheint dich zu begleiten – wie ein innerer Monolog. Inspiriert sie dich auch?

Ja, auf jeden Fall! Aber es ist seltsam: Die Inspiration, die es am Anfang braucht, habe ich immer in einer Art Trance-Zustand. Oft ist es, wenn ich gerade Autofahre, oder haushalte, oder wenn ich extrem müde bin. Es ist nicht so, dass ich mich hinsetze und mir sage: Ok, jetzt schreibe ich über das, und dann über das. In dieser ersten Inspirationsphase habe ich keinen Plan und konstruiere nichts. Das kommt alles später. Mein Wunsch, mich zu engagieren, ist eine Inspirationsquelle, weil sich die Inspiration aus allem nährt, was mein Leben ausmacht. Aus all meinen Gefühlen, Emotionen, Reflexionen und Fragen, die ich mir stelle. Mir selber – und auch der Gesellschaft.



Matthias Kohler

Saxophonist, Köniz (CH)

Die Interview-Situation ist schon ein bisschen seltsam, so zu zweit auf dem Sofa, oder?

Ja, schon...

Vielleicht müssen wir das Gespräch gar nicht führen. Du weisst ja eh schon alles.

Also du stellst ja die Fragen, oder? (lacht)

Wie war das letzte Jahr für dich?

Schön (zögert). Auf einer rein persönlichen Ebene meine ich. Es ist so viel passiert. Ich habe mich persönlich und musikalisch sehr weiterentwickeln können. Natürlich ist das nur ein Aspekt, es gab auch das Mühsame, und die Angst, und die Traurigkeit, Leute lange nicht zu sehen.

Was meinst du mit deiner musikalischen Weiterentwicklung?

Ich habe es im letzten Jahr geschafft, gewisse Dinge loszulassen, mit denen ich mir selber im Weg stand. Ich kann jetzt viel freier Musik machen und viel mehr den Moment geniessen. Früher ging es mehr um all diese Fragen, bin ich gut genug, hoffentlich finden mich die anderen gut, hoffentlich gefällt ihnen das neue Stück, hoffentlich merkt niemand, dass ich zu wenig geübt habe in meinem Leben, hoffentlich kann ich das spielen, was ich möchte. All das bringt ja nichts, sondern führt nur dazu, dass man schlechter spielt. Jetzt geht es mehr um die Musik, und das ist schön.

Das neue Album zähle ich auch dazu. Bei so einem umfangreichen Projekt macht man immer Fortschritte.

Und dann habe ich ja mit der Mischerei begonnen. Das hat dazu geführt, dass ich anders an Musik herangehe, weil es mir neue Perspektiven eröffnet.

Warum bist du eigentlich aufs Mischen gekommen, das weiss ich gar nicht genau – gab es einen konkreten Auslöser?

Ich weiss es eigentlich auch nicht... Ich hatte halt einfach ein paar Monate lang viel mehr Zeit. Vielleicht hat es deshalb angefangen, weil wir als Band eine Fernversion eines Stücks fürs Album aufgenommen haben, jeder bei sich zuhause, und ich die dann zusammengesetzt habe. Oder weil ich eine ältere Aufnahme-

session wieder einmal geöffnet habe, und die dann selber fertig mischen wollte. Es war einfach ein Weg, mit der Isolation umzugehen und trotzdem Musik zu machen.

Ich finde es sehr spannend, weil bei dir ja lange das königliche, instrumentale Handwerk als Musiker im Vordergrund stand – oder vielleicht immer noch steht. Wie passt das zusammen?

Das hat definitiv auch mit einem persönlichen Reifeprozess zu tun. Es gibt ja den platten Spruch, der Ton mache die Musik. Der Inhalt der Musik steht für mich immer noch im Zentrum, aber der Ton, das Sounddesign des Ganzen, die Band, wie sie besetzt ist, wie der Raum klingt, wie die Aufnahme produziert ist, ist für mich unterdessen viel wichtiger geworden. Ich spiele auch mein Instrument anders, seit ich mit dem Mischen angefangen habe. Aber am Schluss geht es natürlich einfach darum, mit einer künstlerischen Geste Leute zu erreichen.

Was denkst du, wie geht es mit der Jazzszene weiter? Mit den Clubs, die von extrem engagierten Leuten betrieben werden, und den Bands, von denen es so viele gibt? Viele Musiker:innen haben sich Gedanken gemacht, und die Veranstaltenden sicher auch. Ich frage mich, ob es einen Aufbruch geben wird.

Da kann ich natürlich keine generellen Aussagen machen. Aus meiner sehr subjektiven Perspektive fühlt es sich schon so an, als wären grosse Veränderungen im Gange. Mit dem Mischen haben ja ganz viele angefangen, da bin ich bei weitem nicht der Einzige. Viele hatten halt Zeit, sich mit Dingen auseinanderzusetzen, die mit dem Alltag nichts zu tun haben. Und nun fragen sie sich, ob sie das mitnehmen können. Vielleicht hat jemand nun ein Jahr lang Techno produziert statt Jazz, oder jemand fragt sich, ob es neue Absatzwege, neue Vertriebsformen gibt.

Von Seiten des Publikums glaube ich, dass das Bedürfnis für Konzertabende nach wie vor gross ist. Viele Clubs haben ja ein Stammpublikum, das sich vielleicht alle zwei Wochen trifft, oder einmal jährlich in Willisau am Festival, wo es darum geht, etwas zu trinken, Musik zu hören und sich darüber zu nerven oder zu freuen. Da geht es ja immer weit über die Musik hinaus, und das soll auch so sein.



Findest du, es steht uns beiden zu, so viel Zeit in die Musik zu investieren?

(zögert lange) Gegenfrage: findest du, es steht uns als Gesellschaft zu, so viel Zeit in Geld zu investieren?

Ich glaube, das ist eine Frage, die dich mehr umtreibt als mich. Ich finde nicht, dass es das Allerwichtigste der Welt ist, dass ausgerechnet ich Musik mache, überhaupt nicht! Aber wenn ich bis fünfundsechzig dem Geld hinterher renne, wäre ja wohl auch niemandem geholfen (lacht). Kunst ist ein Ausdruck von Menschlichkeit. Ich finde es wahnsinnig wichtig, dass eine Gesellschaft möglichst viele Facetten hat, und möglichst viele Farben von Werten, nach denen Menschen handeln. Die kritischen Fragen können und sollen wir uns natürlich stellen. Aber nicht nur wir, sondern auch diejenigen, die sehr viel mehr Geld verdienen.

Dein neues Album ‚Animal Heart‘ hast du ganz und gar der Tierwelt gewidmet. Es geht dir um Begegnungen mit Tieren und den Respekt vor Tieren wie auch voreinander. Das ging extrem tief, und ich glaube, es hat deiner Musik eine ganz neue Ebene verliehen. Denkst du, das wird so weitergehen – dass du Themen auswählst, die dich beschäftigen und diese dann in Musik umsetzt?

Ich hoffe es sehr! Es war auf allen Ebenen das befriedigendste musikalische Projekt, das ich je machen konnte. So wie ich es mitbekommen habe, hat das Album auch einige Menschen berührt, und das ist doch eigentlich unsere Aufgabe?

Ich weiss allerdings nicht, ob ich immer so tief gehen kann. Nur schon aus Ressourcengründen.

Wüsstest du denn bereits ein nächstes Thema?

Nein, soweit bin ich noch nicht. Eher auf einer musikalischen Ebene – wobei, eigentlich nicht nur, aber ich kann mich da auch schnell in etwas hineinsteigern (lacht). Bei der Sache mit den modularen Synthesizern sehe ich musikalisches Potential. Es interessiert mich zu erfahren, was das mit den Menschen macht, die es sich anhören, das Repetitive, Mechanische, verbunden mit einem Improvisations-Idiom. Es nimmt mich wunder, ob das funktionieren würde, weil ich noch nie so mit Menschen interagiert habe.

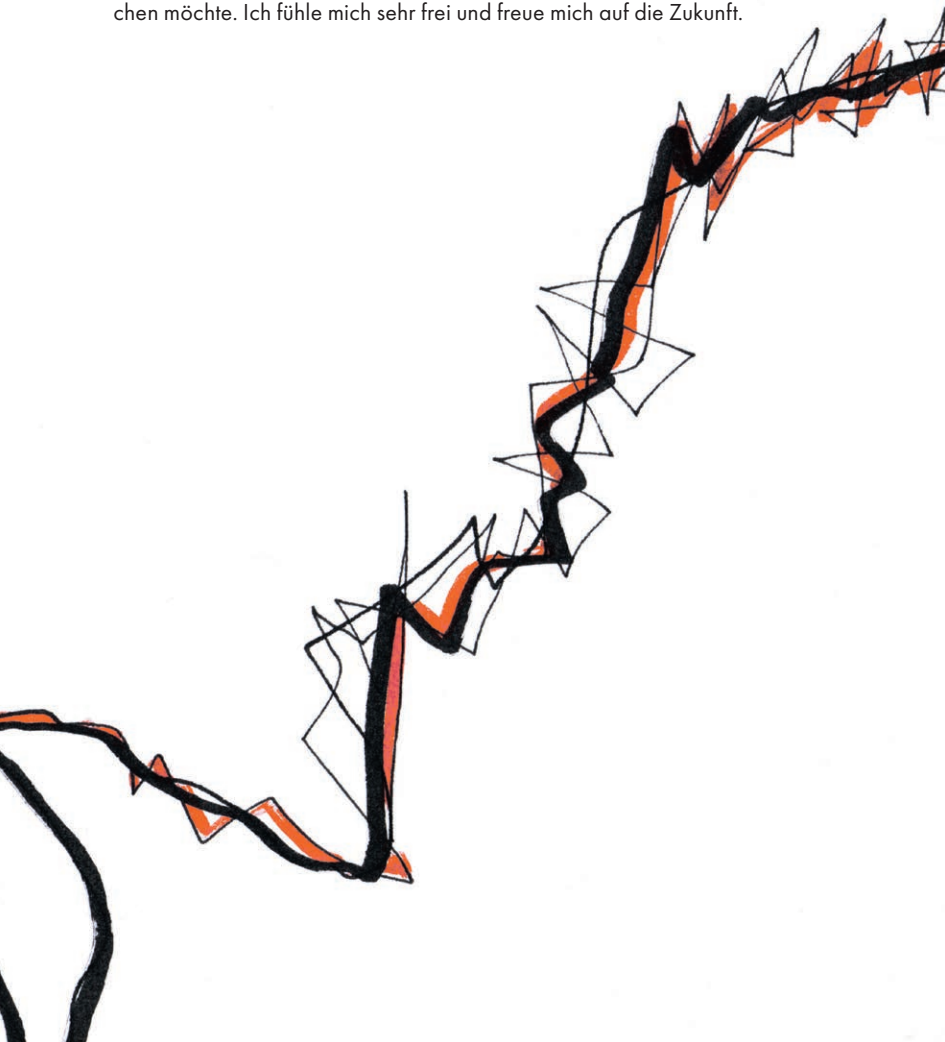
 THIS IS PAN: Animal Heart (2021), erschienen beim Schweizer Jazzlabel anuk

 Modulare Synthesizer gibt es seit den 1970er Jahren. Es sind elektronische Musikinstrumente, die aus unterschiedlichen Komponenten bestehen – diese werden miteinander verbunden und erlauben alle möglichen Formen der Klangerzeugung

**Ich glaube, das ist alles, was ich heute mit dir besprechen wollte.
Habe ich etwas vergessen?**

Nein, ich glaube nicht.

Ich möchte einfach noch ergänzen, dass es eigentlich ein Teamsport ist, was wir da machen. Wir unterstützen einander immer in allem, was wir beide oder einzeln spannend finden. Ich wäre ohne dich nicht der Mensch, der ich jetzt bin. Und ich wäre auch nicht der Musiker, der ich bin. Wahrscheinlich wäre ich in etwas viel Vorgespurterem gelandet. Und jetzt sehe ich einfach überall Potential und Entwicklungsmöglichkeiten, und kann auswählen, was ich als Nächstes machen möchte. Ich fühle mich sehr frei und freue mich auf die Zukunft.



KAPITEL II: STADTWÄRTS





Valerio Moser

Slampoet, Langenthal (CH)

Was bedeutet dir Langenthal?

Sehr viel – ich bin hier aufgewachsen! Ich finde es mega schön, in einer Kleinstadt zu sein. Ich kenne die Menschen, ich kenne die Wege, ich weiss, wie alles funktioniert. Und ich habe das Gefühl, ich habe hier auch eine sehr schöne kreative Entfaltungsmöglichkeit. Und irgendwie auch eine Rolle.

An was für eine Rolle denkst du? Vielleicht Hofnarr?

(lacht) Ja, vielleicht geht es in diese Richtung. Ich denke, meine Rolle ist es, der Künstler zu sein, der halt noch dort ist, ein bisschen Sachen macht und dazu einlädt. Ich merke, dass ich gerade für die jüngere Generation schon so eine Figur bin, die man im öffentlichen Raum wahrnimmt. Ich finde es spannend, eine Funktion zu haben, und auch die Funktion der anderen Leute zu erleben – die Journalistin, der Pfarrer, die Handwerker:innen.

Und in der Kleinstadt funktioniert das, weil man nahe beieinander ist.

Genau – weil man sich immer wieder begegnet. Der Nachteil ist, dass man keine Anonymität hat. In Langenthal ist es so: Wenn ich in eine Beiz gehe, kenne ich sicher immer jemanden. Ich finde es schön, dass man hier, ohne sich zu verabreden, immer Leute trifft, die man kennt und mag.

Mit anderen Worten: Du kannst dir nicht vorstellen, umzuziehen.

(lacht) Es würde mir wahrscheinlich schon schwer fallen. Es ist schwierig zu sagen. Alle in meiner Generation sind aus Langenthal weggezogen, nach Zürich, nach Bern. Ich sehe schon, dass es vom Netzwerk her Sinn macht. Aber ich bin so schnell überall, in Bern, in Basel, in Biel, ich habe meine Auftritte und komme zurück. Innerhalb der Schweiz fühle ich mich recht kosmopolitisch.

Du bist auf der ganzen Welt unterwegs und trittst mit deutschen und englischen Texten auf – manchmal aber auch mit schweizerdeutschen. Wie funktioniert das?

Bei meinen ersten Auftritten ausserhalb des deutschsprachigen Raumes habe ich mich an englischen Texten versucht. Englisch kann ich ja aber gar nicht so gut. Darum habe ich vor ein paar Jahren in Tokio einfach mal aus meinen deutschen

Texten vorgetragen... Später habe ich in New York mit einem schweizerdeutschen Text sogar einen Poetry Slam gewonnen. Es gibt einfach Texte, die nur schon vom Klang her funktionieren. Wir wachsen ja auch mit Musik auf, deren Texte wir nicht verstehen. In meiner Jugend habe ich schwedische Bands gehört, oder isländische, und vom Inhalt nichts mitbekommen. Ich habe versucht, der Idee der schweizerdeutschen Ästhetik, die auch international funktioniert, ein bisschen nachzugehen. Als ich vorletztes Jahr an ein Literaturfestival in Mosambik eingeladen wurde, bin ich mit einem schweizerdeutschen Text gegangen und habe bewusst entschieden, dass er nicht übersetzt werden soll. Die Leute hatten mega Freude. Ich finde es so spannend, wie das funktioniert! Für mich ist da auch eine gewisse Lust am Scheitern dabei. Es gibt mir ein bisschen einen Nervenkitzel – alles was funktioniert über den Haufen zu werfen und in einem neuen Setting auszuprobieren.

Worum geht es in einem solchen Text denn zum Beispiel?

In Mosambik ging es um einen Rehgehegewegepfleger. Ich habe das Wort ‚Rehgehegewege‘ im Tierpark Langenthal entdeckt, und dann weitere Wörter in dieser Richtung gesammelt.

Kannst du im Ausland auch ein bisschen vermitteln, was die Schweiz ausmacht – und dies auch transportieren, selbst wenn man die Sprache nicht versteht?

Vielleicht schon. Ich kann natürlich gewisse Dinge ganz konkret transportieren – in der Anmoderation zum Beispiel. Umgekehrt hatte ich in Langenthal einmal einen syrischen Geflüchteten auf der Bühne. Ich hatte ihn angefragt, und er ist gekommen und hat einen Text in seiner Sprache vorgelesen. Vorher hat er aber auf englisch erklärt, dass er ein Gedicht vorliest, und für wen er es geschrieben hat. Ich fand das sehr schön, wie man einem Text, den man nicht versteht, so viel Bedeutung geben kann, indem man die Geschichte dahinter erzählt. So habe ich es im Ausland dann vereinzelt auch gemacht, ich habe zum Beispiel erklärt, dass ich mega gern Bus fahre, und dass es im Text darum geht, was da etwa passieren könnte. Während dem Text kann man dann auch immer wieder ausbrechen und ein bisschen erklären. Das kann gewisse Momente der Komik erzeugen. Aber ich habe dann schon nicht den Anspruch, den Leuten die Welt in einer Sprache zu erklären, die sie nicht verstehen.

Poetry Slam ist ein offenes, demokratisches Format. Grundsätzlich dürfen alle mitmachen. Sehe ich das richtig?

Ja, das stimmt. Alle Bühnen sind sehr offen. Ich habe es schon erlebt, dass jemand einfach auf dreissig gezählt hat, während jemand anderes einen unglaublich kunstvollen Text vorgetragen hat. Es gibt im Poetry Slam keine formellen Grenzen. In der Schweiz bekommt man fünf bis sechs Minuten, in den USA drei, und innerhalb dieser Zeitspanne kann man vortragen, was man möchte. Ob jetzt jemand kommt und sagt, ich hatte einen Scheisstag im Büro, oder ob jemand anspruchsvollste Lyrik performt – es hat alles Platz. Es gibt wohl kaum eine Kunstsparte, wo man so schnell vor einem so grossen Publikum auftreten und sich ein direktes Feedback abholen kann. Mir hat in Luzern, wo ich Slams organisiere, mal jemand gesagt: Ich liebe solche Abende, weil man immer mit drei, vier neuen Ideen nach Hause geht. Es passiert so viel an einem solchen Abend, dass für alle etwas dabei ist. Und das Niveau ist hoch, weil in der Szene viel reflektiert wird. Bei rassistischen oder sexistischen Aussagen würde der Vortrag sofort abgebrochen, und bei weniger klaren Fällen wird man mindestens hinter der Bühne darauf angesprochen.

Du bist auch Kabarettist, und hast nach mehreren Programmen im Duo nun gerade dein erstes abendfüllendes Soloprogramm lanciert. Was gehört alles dazu, bis man auf die Bühne stehen und neunzig Minuten lang reden kann?

Ziemlich viel (lacht). Zuerst geht es einmal darum, ein Thema finden, einen Antrieb. Bei mir war es diesmal der Künstler in der Kleinstadt. Davon kann ich erzählen, das ist mein Ding. Ich hatte gemerkt, dass ich immer wieder gefragt wurde: Was läuft gerade in deiner Kleinstadt? Es schien also nicht nur ein Thema zu sein, das mich selber beschäftigte, sondern es schien auch andere zu interessieren.

Als Nächstes ging es ums Ideensammeln. David Lynch* hat einmal gesagt: Für einen guten Film braucht man siebzig Ideen. Das fand ich interessant. Ich habe begonnen, eine Liste von Ideen zusammenzustellen, sie mit Flipcharts zu arrangieren und später mit Text auszufüllen. Dann habe ich das Ganze mit einer Regisseurin inszeniert und mit einem Musiker Songs geschrieben, damit das Programm abwechslungsreich wird. Später kamen die Grafikerin und die Agentur ins Spiel. Es sind sehr viele Menschen involviert in so einen Prozess.

*US-amerikanischer Regisseur (*1946)

Gab es auch Momente des Zweifels?

Ja klar, das gehört dazu (lacht). Auf jeden Fall. Für jede kunstschaaffende Person ist das ganz normal. Das Interessante daran ist: Wenn man mehrere solche Projekte gemacht hat, weiss man schon, dass das irgendwann kommt, und kann entspannter damit umgehen. Jetzt ist das Stück fertig und ich habe mega Freude daran. Anders als bei anderen Projekten merke ich nun, dass das ein Stück ist, das wirklich von mir kommt, und das mir wirklich ganz entspricht.

Wenn du nun dein Programm ‚König der Kleinstadt‘ in der Ostschweiz aufführst – kann sich eine Thurgauerin mit einem Langenthaler identifizieren?

Ich habe Langenthal bewusst nicht erwähnt im Programm. Obwohl Langenthaler:innen natürlich schon erkennen, um welche Bar es geht, oder welche Figur gemeint sein könnte. Aber ich gebe dem Gemeindepräsidenten, der Barkeeperin und allen anderen keine Namen. Mit der Idee, dass jemand in Frauenfeld denken kann: So ist das bei uns auch. Kleinstädte in der Schweiz sind sich ziemlich ähnlich, glaube ich.

Du bist ja sehr zufrieden in Langenthal. Dabei geht man gerade bei Künstler:innen grundsätzlich davon aus, dass sie viel lieber in Grossstädten leben. Möchtest du mit deinem Programm bekräftigen, dass es in der Kleinstadt auch ganz ok ist?

Das kommt sogar explizit so vor. Ich frage mich im Stück: Warum zieht es mich eigentlich nicht weg? Ich finde es schon sehr spannend in der Schweiz. Sie ist für mich nicht ein Ort mit vielen Städten. Eigentlich ist doch das ganze Mittelland eine einzige Stadt! Von Manhattan nach Brooklyn bin ich länger unterwegs als von Langenthal nach Lausanne. Ich habe deshalb den Drang auch nicht, aus der Kleinstadt wegzuziehen. Denn was man in der Kleinstadt macht, kann so viel bewirken. Als vor ein paar Jahren jemand in Langenthal einen Plattenladen eröffnet hat, führte das dazu, dass immer mehr Leute sich Platten kauften und anhörten. Oder neulich hat eine tolle Cocktailbar eröffnet. Das wertet die Stadt auf. Es braucht nicht viel! Es reichen zehn Leute, die ihre coolen Ideen in der Kleinstadt umsetzen. Das möchte ich vielleicht mit meinem König der Kleinstadt ein bisschen unterstützen. Statt in die Anonymität der Grossstadt zu ziehen – bleibt doch in eurer Kleinstadt und belebt sie!

ZUSAMMEN

Füreinander eintreten

In Langenthal ist es so: Wenn ich in eine Beiz gehe, kenne ich sicher immer jemanden. Ich finde es schön, dass man hier, ohne sich zu verabreden, immer Leute trifft, die man kennt und mag. (...) Es braucht nicht viel! Es reichen zehn Leute, die ihre coolen Ideen in der Kleinstadt umsetzen.

Valerio Moser, Slampoet

Es ist jetzt wichtig, dass wir aufeinander schauen. Dass man sich Zeit nimmt füreinander, im Gespräch bleibt und merkt, wenn jemand gerade ein bisschen Unterstützung braucht.

Nayan Stalder, Hackbrettspieler

Wir brauchen uns gegenseitig. Wir brauchen ein Miteinander. (...) Wir können nicht eine heile Welt versprechen. Ich denke manchmal, dass die Gemeinschaft nicht ein Wert ist, sondern der Preis. In der Gemeinschaft liegt ein Geheimnis. Sie wird uns alle viel kosten, aber es ist so viel Schönes darin verborgen.

Matthias Tobler, Unternehmer

Man muss nicht immer Verständnis haben für alles. Ich verstehe auch Toleranz anders – Toleranz heisst Aushalten von Spannungen, und nicht unbedingt Abbauen von Spannungen. Als Unternehmer sage ich: Warum schreien wir immer sofort nach dem Politischen? Lass uns doch einen Verein gründen, eine Firma, Lösungen finden für unsere Probleme durch das Tun statt durch das Politisieren.

Urs Vögeli, Unternehmer

Der Mensch ist ein soziales Wesen, wir brauchen einander. Sich zu engagieren bedeutet für mich, sich an der Gesellschaft zu beteiligen.

Julie Campiche, Harfenistin



Für Obdachlose sind Schuhe ja sehr wichtig, sie schlafen sogar darin, damit sie nicht verloren gehen oder gestohlen werden. Ich bin seit neun Jahren dabei, und das Ziel des Projekts geht mir immer noch direkt ins Herz. Ich schätze es sehr, dass ich einen kleinen Teil beitragen kann. Ich finde es extrem wichtig, dass man der Community etwas zurückgibt und diejenigen unterstützt, die vom Glück weniger begünstigt sind.

Alexandra Fol, Organistin

Zu Beginn dachten wir, WindowSwap wäre einfach ein Weg zu reisen, ohne das Haus zu verlassen. Aber wir haben gemerkt, dass es unterdessen für viele Menschen zu einem täglichen Ritual geworden ist, auf die Seite zu gehen, während oder nach der Arbeit, in einer Pause, wenn sie gestresst sind oder nicht schlafen können. Es ist für viele ein Ort der Meditation geworden. Und das ist einfach so wunderbar!

Sonali Ranjit, Gründerin von WindowSwap

Es ist natürlich cool, man lernt unterschiedlichste Menschen kennen. Man kennt sich, und man weiss, dass man im Ernstfall für die Kolleginnen und Kollegen alles tun würde. (...) Ich fände es eigentlich fast frech, wenn ich einfach von allem profitieren könnte, was hier geboten wird, und selber nichts dazu beitrage. Es beruhigt mich, dass ich nun eine Funktion habe, die mir Freude macht und die für mich stimmt.

Lukas Frei, freiwilliger Feuerwehrmann

Ganz häufig reicht es aber schon, dass jemand überhaupt zuhört und sich Zeit nimmt.

Annemarie Berlinger-Staub, Gemeindepräsidentin

Rolf Perrollaz & Gaston Perroud

Rapper/Gebärdensprachpoet* und Rapper, Dietikon (CH)

Ihr schreibt, rappt und singt – Rolf in Gebärdensprache und Gaston in Lautsprache. Wie entstehen eure Songs? Könnt ihr einen Einblick in euren Schaffensprozess geben?**

Rolf: Wir sitzen sehr oft zusammen um uns auszutauschen und zu sinnieren. Es ist ein sehr konstruktiver, gemeinsamer Prozess. Einer schreibt etwas auf, der andere ergänzt, mal zusammen im Bandraum, mal getrennt. Es dauert oft eine Weile, bis wir ein Produkt haben, mit dem sich beide identifizieren können und das beiden entspricht.

Gaston: Was sicher speziell ist bei uns: Wir sind zwar zu zweit und haben dadurch vielleicht mehr Ideen. Aber diese Ideen dann in ein Gefäss zu giessen, damit sich in beiden Sprachen das gleiche Ergebnis ergibt, und das erst noch simultan, ist ziemlich herausfordernd. Wir möchten in beiden Sprachen ein ähnliches Bild oder ein ähnliches Gefühl vermitteln. Es ist gar nicht so einfach, eine poetische Aussage, ein Wortspiel oder eine Redewendung in eine andere Sprache zu übersetzen. Aber das ist natürlich auch genau das, was uns interessiert. Neben der Sprache kommt die musikalische Ebene noch dazu. Es muss auch rhythmisch aufgehen, nicht nur sprachlich. Das ist mit sehr viel Üben verbunden (lacht).

Welche Themen interessieren euch? Was inspiriert euch?

Rolf: Da gibt es so viele...

Gaston: Ganz oft steht am Anfang ein Bild oder ein Ausdruck, den wir spannend finden. Ein Sprichwort oder eine Gebärde zum Beispiel. Meist ist es eine Art Puzzlespiel, wo sich eines ums andere ergibt – und plötzlich finden wir eine Bedeutung.

Ihr seid schon seit Jahren gemeinsam unterwegs. Wenn man eure Videos schaut, bekommt man das Gefühl, dass ihr dicke Freunde seid.

Rolf: (macht Hip Hop Geste für Bruder)

*Am Gespräch mit dabei war Corinne Leemann vom Dolmetschdienst der Stiftung procom.ch

**Die beiden treten zusammen mit einem Bassisten und einem DJ als MiXIT auf: www.mixitmusic.ch

Gaston: Definitiv. Angefangen hat es dank einer gemeinsamen Bekannten, die Musik in Gebärdensprache übersetzt. Sie kannte uns beide und wusste von Rolf, dass er Gebärdensprachpoesie macht und sich sehr für Musik interessiert. Und von mir wusste sie, dass ich rappe und gern mal etwas mit Gebärdensprache machen möchte. Sie hat uns miteinander in Verbindung gebracht und uns ein bisschen Starthilfe gegeben. Dann haben wir uns ein paar Mal getroffen. Rolf wohnte damals noch in Chur und kam jede Woche nach Dietikon zum Proben. Neun Monate später hatten wir unser erstes Lied. In dieser Zeit entstand eine Freundschaft. Es würde nicht funktionieren, wenn wir uns nicht so gut verstehen würden – wir investieren so viel Zeit! So was kann man nicht erzwingen. Ich seh's als eine Art Lottogewinn.

Rolf: Definitiv! Ich wollte schon so lange Musik machen. Aber die Welt der Musik war mir verschlossen geblieben. Ich kannte zwar andere Gehörlose, die sie auch vermissten und suchten. Aber erst als ich Gaston kennen gelernt habe, hat sich diese Tür geöffnet. Für mich war es auch ein Glücksfall – ich konnte lernen, wie Musik funktioniert, wie Rhythmus funktioniert, wie man musikalisch etwas ausdrückt. Was wir da machen, ist ein Experiment. Es geht uns darum, die zwei Sprachen und auch die zwei Kulturen zusammenzubringen, und das braucht sehr viel Zeit und Geduld.

Ich bin früher durch schwierige Zeiten gegangen. Auf Grund meiner bisherigen Erfahrungen mit Hörenden war ich sehr misstrauisch und hatte grosse Berührungängste. Bevor ich Musik machte, schrieb ich Gebärdensprachpoesie, in der ich meine Wut in ziemlich krassen Bildern zum Ausdruck brachte.* Und dann hat es gedreht. Der Stil, das Gefühl für die Kunst hat sich verändert. Was wir jetzt machen, ist nicht so böse. Es ist definitiv ein Verarbeitungsprozess in Gang gekommen.

Die Welt der Slam Poetry möchte ja offen sein für alle und viel Freiheit bieten. Hast du das so erlebt? Konntest du da eine Art Heimat finden?

Rolf: Ich war häufig an bilingualen Slams, also für Gehörlose und für Lautsprache. Für mich war es einfach ein Ausprobieren, ich suchte nach einem Ausdruck für die zum Teil recht brutalen Gefühle in mir. Ich wollte mit meinen Themen zum Denken anregen und ein Publikum erreichen. Die Rückmeldungen waren sehr gut und sehr positiv.

* Der Film ‚Verbotene Sprache‘ von Katrin Sutter und David Thayer (2009) gibt einen Einblick in Rolfs Geschichte und seine Poesie

Gaston: Mir gefielen deine Texte sehr. Erstens weil sie künstlerisch extrem gut waren – und sind. Und weil man gemerkt hat, dass etwas rausmuss, dass du dich auskotzen musst.

Und nun macht ihr zusammen Hip Hop. Knüpft ihr da an die Geschichte des Hip Hop an – wo es auch darum ging, dass von der Gesellschaft systematisch Benachteiligte einen Ausdruck finden?

Rolf: Ich mochte Hip Hop schon immer. Natürlich gibt es einen Zusammenhang zur Geschichte, aber es ist auch eine Musik, die ich sehr gut spüre. Es geht uns aber nicht darum, zu provozieren.

Gaston: Wir haben ja einen sehr unterschiedlichen Hintergrund, und ich rappe schon lange, nicht weil ich mich benachteiligt fühle, sondern weil ich Rap einfach super finde. Es ist eine tolle Ausdrucksform. Unsere Lieder sind eher positiv. Sie provozieren manchmal ein bisschen, aber nicht zu viel (lacht). Sie sind eher poetisch.

Rolf: Ich komme aus einer relativ kleinen Gruppe. Unter Gehörlosen in der Schweiz kennt man sich sehr gut. Der Austausch mit Gaston ermöglicht es mir, einen grösseren Blickwinkel zu bekommen, und auch mal die Perspektive zu wechseln. Das war für mich eine interessante Erfahrung. Ich glaube, ich war früher sehr eng, auch in meinem Denken und Fühlen. Davon konnte ich mich mehr und mehr lösen. Das hat mit unserer gemeinsamen Arbeit zu tun, mit der Musik. Das war eine sehr wichtige Erfahrung für mich und hat mir vieles eröffnet.

Und genau deswegen gibt es die Kunst wahrscheinlich, oder?

Rolf: Genau.

Wenn man euch beim Rappen beobachtet, stellt man fest, dass deine Gebärden sehr rhythmisch sind. Bekommen sie so einen performativen Aspekt?

Rolf: Auf jeden Fall. Was wir machen, ist Neuland. Es geht uns darum, in den Gebärden einen Rhythmus zu finden, einen eigenen Stil, eine eigene Form. In einem unserer neusten Songs versuche ich ganz schnell zu gebärden, noch mehr Bewegung hineinzubringen.

Gaston: Wir hören Veranstalter:innen oder Journalist:innen oft sagen, dass Rolf zur Musik gebärde, oder dass er die Texte übersetze. Als wären die Gebärden nur ein Nebenprodukt, ein Accessoire zur Musik. Aber das stimmt nicht. Rolf rappt und singt in Gebärdensprache, und wir machen ein gemeinsames Kunstwerk. Rolf hat von Anfang an in Gebärdensprache gerappt, er hat ein sehr gutes Rhythmusgefühl und spielt auch Schlagzeug.

Rolf: Schlagzeug? Das war einmal (lacht).

Wie ist es zum Beispiel mit Sprachwitz? Ich stelle mir vor, dass es dafür in der Gebärdensprache sehr grosses Potential gibt?

Gaston: Das stimmt. In gewissen Songs nehmen wir auch unsere beiden Kulturen ein bisschen auf die Schippe. In Lautsprache muss man manchmal weit ausholen, man braucht sehr lange, bis man etwas gesagt hat. Und in Gebärdensprache macht man eine Gebärde und fertig. Damit spielen wir – dass ich im Song viel länger brauche als er, um das Gleiche zu sagen, und er schaut mich dann spöttisch von der Seite an. Das sind Zwischenwitze, die viele gar nicht mitbekommen.

Woran arbeitet ihr denn jetzt gerade im Moment?

Gaston: Wir sind ein bisschen in einer kreativen Krise...

Rolf: Kann man so sagen (lacht). Aber das ist auch wichtig. Wir sind gerade in einer Baisse. Das gehört einfach dazu.

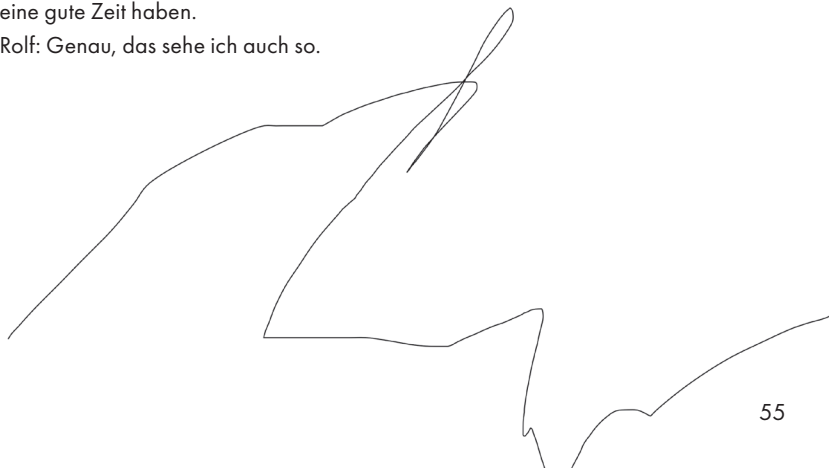
Gaston: Aber eigentlich haben wir zwei Projekte. Wir möchten unser Programm ausbauen und mit einer Band auf Tournee gehen – dafür brauchen wir einfach noch mehr Lieder. Dann möchten wir gern unser Orchesterprojekt weiterverfolgen. 2019 hatten wir ein Konzert mit dem Symphonieorchester Basel, zusammen mit einem Gebärdensprach-Chor. Das war in den letzten Monaten natürlich ein bisschen schwierig.

Und wo seht ihr euch in fünf Jahren?

Rolf: Dann sind wir wohl schon viel zu alt für die Bühne und haben keine Energie mehr (lacht).

Gaston: Was uns antreibt, ist der Spass. Ich glaube nicht, dass das, was wir machen, sich besonders gut verkauft, oder dass sich damit viel Geld verdienen lässt. Das Wichtigste ist einfach, dass wir Spass daran haben, und dass wir zusammen eine gute Zeit haben.

Rolf: Genau, das sehe ich auch so.



Urs Vögeli

Unternehmer, Zofingen (CH)

Kannst du mir deine musikalische Geschichte erzählen?

Musik liegt bei uns in der Familie. Mein Vater hat selber Musik gemacht, und ich habe einen Onkel, der Profidirigent ist. Ich habe früh angefangen, in der Blasmusik Schlagzeug zu spielen. Mein Vater liess mich schon als kleiner Bub mit seiner Betriebskapelle ab und zu mal eine Polka oder einen Walzer mitspielen. Im Nachhinein muss ich sagen, dass es mega schön war, in dieser Diversität von Menschen aufzuwachsen. Mit älteren Leuten, mit Leuten im mittleren Alter, mit Familien.

Die Musik hatte also einen wichtigen Stellenwert in deinem Leben. Oder immer noch?

Nicht mehr so. Ich höre aber immer noch gern Musik. Vor allem Filmmusik.

Wenn du einen Wunsch frei hättest, inklusive unlimitiertem Zeit- und Finanzbudget, was würdest du dann musikalisch anpacken?

Hmmm... ich würde mindestens eines meiner Stücke fertigschreiben. Ich habe zwei grössere Stücke für Blasorchester in der Schublade. Für volles Orchester, mit Kontrabass, vielleicht Klavier, vielleicht Harfe.

In deinem Leben gibt es auch noch Lego – was ist dir wichtiger?

Lego!

Ist das aktuell so, oder könnte das wieder ändern?

Es könnte sicher wieder ändern (lacht).

Klingt super!

So. Jetzt komme ich mal ein bisschen mit den schwierigen Fragen...

(lacht)

Ich dachte früher, so ein Coworking Space wie der Effinger* sei eine Bubble – sehr urban und links halt. Dass eine Tendenz dazu zwar besteht, die Realität aber vielschichtiger ist, habe ich unter anderem wegen einer bestimmten Situation vor ein paar Jahren festgestellt.

*Ein Coworking Space nahe des Bahnhofs Bern

Jemand meldete sich ab, weil er nicht an einem Ort arbeiten könne, wo es Leute wie dich gebe. Erinnerst du dich daran?

Ja klar, sehr gut.

Was ist da genau passiert?

Es war im Rahmen der Selbstbestimmungsinitiative* der SVP, für die ich mich engagiert habe. Ich spreche hier im Coworking eigentlich selten von Politik, es sei denn jemand fragt mich explizit danach. Diese Person fand, die Initiative verstosse gegen die Menschenrechte, gegen die Grundwerte des Effingers gewissermassen. Sie ist dann plötzlich nicht mehr gekommen. Ich habe erst später über zwei Ecken erfahren, dass es deswegen war.

Hat die Situation etwas mit dir gemacht?

Ja, schon. Es gab im Vorfeld zur Initiative auch weitere Stimmen – eine Mail und eine Anfrage auf Twitter, ob die Leute hier überhaupt wüssten, dass jemand wie ich hier sei. Das hat mich schon mega getroffen. Aber ich habe vom Effinger rasch einen starken Rückhalt gespürt. Es wurde gesagt: Wo, wenn nicht hier, soll man eine andere politische Meinung vertreten können?

Im konkreten Fall fand ich es schade, dass die Person nie mit mir gesprochen hat. Ein Gespräch hätte ich noch cool gefunden, mit der Frage: Warum bist du überhaupt für diese Initiative, und hast hier deinen Firmensitz? Wie siehst du das? Eine Konfrontation hat nicht stattgefunden. Das fand ich noch krass.

Du gehörst zu den Mit-Initiant:innen der Effinger-Services. Dort geht es darum, dass sich Berufsleute unterschiedlicher Branchen miteinander vernetzen und gemeinsam an Kundenaufträgen arbeiten. Diese Services werden unter anderem mit dem folgenden Satz beschrieben: ‚Wir leben die Vielfalt‘. Was bedeutet dir diese Aussage?

Ich finde Vielfalt einfach besser. Geschäftlich gesehen ist der Austausch interessant, man entdeckt neue Perspektiven, kommt auf ganz neue Ideen. Je vielfältiger desto besser! Im Effinger ist die Community sehr wichtig. Die Gemeinschaft. Die lebt von einer gewissen Diversität. Da habe ich allerdings zwei Ansichten: Einerseits denke ich, es ist crazy, was wir hier haben, wie viele Berufe man hier findet – wie divers wir also sind. Andererseits denke ich, wir sind trotzdem ziemlich eine Bubble. Mit unserer Sprache zum Beispiel. Und auch wenn man es gesamtgesellschaftlich anschaut. Die meisten hier sind zwischen Dreissig und Vierzig, haben Familie. Es wäre schön, wenn wir mehr ältere Menschen da hätten.

*Eine eidgenössische Volksinitiative. Sie wurde 2018 von Volk und Ständen abgelehnt.

Du suchst in deiner Arbeit die Vielfalt – du beziehst zum Beispiel in Projekten häufig explizit die Perspektive von Künstler:innen mit ein. Was gewinnst du daraus?

Ein cooleres Leben (lacht).

Inwiefern?

Ich weiss es nicht. Es ist einfach spannender. Ich glaube, wegen all der Herausforderungen, die sich uns als Gesellschaft, als Organisationen stellen, kommen wir nicht darum herum, in diese Richtung der Vielfalt zu gehen. Es ist schön, hier eine Vorreiterrolle einzunehmen.

Worin liegt hier für dich der gesellschaftliche Zusammenhang?

In der Fragmentierung. Wir stehen am Übergang von einer Welt in die Nächste. Den Weg der rationalen, hierarchischen Struktur, der Arbeitsteilung, werden wir in Zukunft verlassen. Ich war halt schon immer ein Querschläger, überall wo ich bin. Ich habe eine Rolle als Übersetzer, ich führe Dinge zusammen, und ich schaffe gern Verbindungen, die es bisher noch nicht gab.

In Sachen politische Ansichten können wir es so auf den Punkt bringen: Du hast für die neuen Kampfjets gestimmt. Und ich dagegen. Wie ist es für dich – hältst du beruflich mit deinen politischen Ansichten eher hinter dem Berg? Oder sprichst du darüber?

Spannend ist: Bei vielen Kundinnen und Kunden ist das überhaupt kein Thema. Und im Effinger möchte ich wie gesagt auch nicht immer politisch diskutieren. Eigentlich debattiere ich gern, und ich kann auch sehr hartnäckig sein. Es kann schon vorkommen, dass ich sage: Lass uns über Kampfjets diskutieren! Aber ich bin weggekommen von diesen eindeutigen Positionen. Obwohl ich die eigentlich schon habe. Um ein bisschen zu provozieren und zum Denken anzuregen, sage ich manchmal: Ich bin Hardliner. Ich bin nationalkonservativ, rechtsliberal. Meine Positionen sind also nicht Positionen der Mitte. Obwohl es natürlich eine ganz spannende Frage ist, was die Mitte überhaupt ist. Aber ich finde, auf die Positionen kommt es in Sachen Zusammenarbeit und Beziehungen gar nicht an.

Worauf kommt es denn an?

Bei unseren Projekten kommt es darauf an, dass wir miteinander reden. Dass wir uns gegenseitig verstehen. Man muss nicht immer Verständnis haben für alles. Ich verstehe auch Toleranz anders – Toleranz heisst Aushalten von Spannungen, und nicht unbedingt Abbauen von Spannungen. Als Unternehmer sage ich: Warum schreien wir immer sofort nach dem Politischen? Lass uns doch einen

Verein gründen, eine Firma, und für unsere Probleme durch das Tun statt durch das Politisieren Lösungen finden. Es ist immer die Frage: Soll man zuerst eine Beziehung entstehen lassen, so dass man dann auch einmal streiten kann? Oder macht man die Beziehung von Anfang an kaputt, indem man sehr kontrovers ist? Man spricht ja von Anchoring. Was hast du für einen Anker von jemandem, wenn du ihn zum ersten Mal siehst? Im Moment vermeide ich in meinen Begegnungen, dass dieser Anker der ist, dass ich SVPler bin. Hier im Effinger fragen die Leute natürlich auch nicht danach. Sie fragen, was ich für ein Geschäft führe, und finden heraus, dass ich Lego mag, und dann haben sich schon so viele Anker ergeben, bevor das Politische überhaupt ein Thema war. Wenn ich sage, dass ich SVPler bin, wird es dann schon respektiert. Aber es ist eher so: Aha, das ist noch spannend, next! (lacht).

Gibt es Situationen in einer grösseren Runde, wo es dich kitzelt? Wo sich alle sooo einig sind, und du siehst es ganz anders?

Solche Situationen mag ich natürlich sehr gern. So ein bisschen stochern, wenn es in einer Runde stimmt. Das habe ich hier auch schon gemacht, und dann ergeben sich interessante Gespräche. Bei gewissen Themen gibt es eine Art Schweigespirale. Und wenn dann ein Frecher kommt, merkt man, dass es noch zwei, drei andere gibt, die froh sind, dass man etwas sagt, weil sie selber Fragezeichen haben.

Gibt es solche Situationen in deinem privaten Umfeld auch? Oder passiert das nur hier?

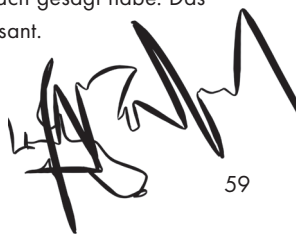
Nein, das gibt es schon eher hier.

Hast du auch schon einmal aufgrund einer Diskussion hier im Effinger die Meinung geändert?

Wenn du explizit die Politik meinst, zum Beispiel eine Volksabstimmung, dann noch nie. Persönlich, geschäftlich, zwischenmenschlich natürlich schon.

Es muss ja auch nicht grad eine Volksinitiative sein. Es könnte auch etwas Kleineres sein.

Doch, ja, das schon. Zum Beispiel rund um das Grundeinkommen. Dafür würde ich jetzt zwar immer noch nicht Ja stimmen. Aber wir haben zur Thematik auch schon gute Diskussionen geführt im Effinger, wo ich danach gesagt habe: Das habe ich mir noch nie überlegt. Das ist schon noch interessant.

A large, stylized handwritten signature in black ink, located in the bottom right corner of the page. The signature is fluid and appears to be a mix of capital and lowercase letters, though not clearly legible.

Andrea Burkhalter & Matthias Tobler

Unternehmensentwicklerin & Unternehmer, Bern (CH)

Ihr experimentiert mit neuen Wohnformen und denkt das Ganze gross: Ihr möchtet urbane Dörfer* gründen. Wie würde für euch denn ein idealer Tag in einer solchen neu gedachten Gemeinschaft aussehen?

Andrea: Am Morgen gehe ich auf den Dorfplatz. Dort treffe und grüsse ich Menschen verschiedener Generationen und kaufe im Dorfladen etwas ein. Im Erdgeschoss gehe ich arbeiten, es gibt dort Atelierwohnungen für Künstler:innen und Kleingewerbe und Platz für Coworking. Wenn ich hinausschaue, sehe ich Kinder draussen spielen, die Fassaden sind grün, es wachsen verschiedene Pflanzen und es sind viele Vögel zu hören. Am Mittag treffe ich mich mit anderen auf der begrünten Dachterrasse. Am Nachmittag ziehe ich mich in meine eigenen vier Wände zurück und arbeite dort weiter.

Und bei dir, Matthias – wie würde ein Tag im urbanen Dorf ablaufen, an dem du deine Kinder betreust?

Matthias: Am Morgen würde ich mein älteres Kind in die Schule bringen und mich dann mit dem jüngeren Kind und anderen Eltern zum Znüni treffen. Wir würden uns spontan verabreden, zusammen mit zwei anderen Familien Zmittag essen und draussen den Grill anwerfen. Am Nachmittag würde ich allein mit den Kindern in den Wald gehen und auf dem Heimweg ein bisschen von unserem Gemüse ernten. Am Abend wäre zum Beispiel eine interessierte Gruppe Menschen zu Besuch, die wissen möchten, wie das urbane Dorf funktioniert. Mein Sohn würde ihnen von seinem Alltag erzählen und ich würde dann noch ein bisschen ergänzen.

Ich weiss, dass ihr schon lange am Thema dran seid, dass ihr schon sehr viel recherchiert und aufgegleist habt. Spürt ihr eine Sehnsucht, dass ihr bald in ein solches ‚Urbanes Dorf‘ einziehen könnt?

*Das Projekt ‚Urbane Dörfer‘ – im Coworking Space Effinger in Bern angesiedelt – möchte neue Formen des Zusammenlebens ermöglichen. Im Zentrum stehen ganzheitliche, ressourcenschonende Wohn-, Arbeits- und Lebensräume für alle Generationen.

Matthias: Ja, definitiv! Es ist mehr als eine Sehnsucht, es ist fast ein Schmerz. Darum sind wir auch so engagiert. Natürlich würden wir persönlich gerne an so einem Ort wohnen, aber wir glauben auch, dass es gesellschaftsrelevant ist. Es ist wichtig, dass wir uns überlegen, wie wir leben wollen. Wir bewegen uns halt in einem Umfeld mit sehr langsamen Prozessen. Aber wir möchten Ausgangslagen schaffen, damit später möglichst viele Menschen davon profitieren können.

Andrea: Ja, diese Sehnsucht spüre ich auch. Ich glaube, dass wirkliche Veränderung nur mit der Zivilgesellschaft zusammen stattfinden kann. Wir leben viel zu ressourcenintensiv, wir verbrauchen drei Erden in der Schweiz. Zudem ist unsere Gesellschaft sehr stark fragmentiert. Die verschiedenen Generationen kommen nicht miteinander in Austausch. Ich möchte nicht mehr warten! Ich möchte mich engagieren für einen anderen Lebensstil.

Urbane Dörfer sollen möglichst ressourcenschonend sein. Was bedeutet das für euch?

Matthias: Da spüren wir eine hohe Dringlichkeit. Unser Ressourcenverschleiss ist riesig! Ich glaube, dass wir nicht über Nachhaltigkeit nachdenken können, ohne über Gemeinschaft nachzudenken. Wir kommen nicht in einen nachhaltigen Lebensstil, wenn wir nicht Sachen miteinander teilen. Es braucht ein Umdenken, und das muss von den Nutzer:innen kommen. Dann wird es auch die Baubranche prägen.

Andrea: Unsere Vision ist es, regenerative Lebensräume zu schaffen. Bei einem klassischen Bau schaut man den Energieverbrauch an – weniger Verbrauch ist super, klar, aber wir möchten einen Schritt weiter gehen in Richtung eines ganzheitlich suffizienten Lebensstils. Es geht um den ganzen Lebenszyklus des Baus. Und es geht um die Menschen: Wie leben sie, woher kommt ihr Essen, wie ist ihre Mobilität, was ist mit Biodiversität im städtischen Raum?

In den Grundsätzen des Effingers, den du, Matthias, mitgegründet hast, zitiert ihr einen Auszug aus der Bundesverfassung: ‚Die Stärke des Volkes misst sich am Wohl der Schwachen.‘* Trifft dies auch auf ein urbanes Dorf zu? Kann ein urbanes Dorf für alle da sein?

Matthias: Wir brauchen uns gegenseitig. Wir brauchen ein Miteinander. In allen Projekten versuchen wir schon früh herauszufinden, wie wir Generationen zu-

*zitiert aus der Präambel zur Schweizerischen Bundesverfassung

sammenbringen können. Wie wir Pflegeheimplätze anbieten könnten zum Beispiel. Wir arbeiten mit Partner:innen zusammen, wenn es um bestimmte bauliche Massnahmen geht...

Andrea: ...mit der Pro Senectute zum Beispiel. In urbanen Dörfern soll es Wohnungen geben, die auf individuelle Bedürfnisse angepasst werden können, so dass sie barrierefrei werden.

Matthias: In allen Nutzungskonzepten von neuen Siedlungen steht: ‚Wir bauen für Familien‘. Trotzdem sagen dreissig Prozent der Menschen in der Schweiz, sie fühlen sich einsam. Es ist eine Zerbrochenheit da in der Gesellschaft, Beziehungen und Familien werden auseinandergerissen. Wir denken darüber nach, in urbanen Dörfern temporäre Orte zu schaffen für Lebensübergänge, die schwierig sind – wenn sich ein Paar trennt zum Beispiel. Als Gemeinschaft könnte man es ermöglichen, einer solchen Familie zeitweise eine zweite Wohnung zur Verfügung zu stellen, und sie aufzufangen, damit sie sich nicht so allein fühlt.

Ich habe lange in der Suchtprävention gearbeitet. Dort spricht man vom Präventionsparadox – und meint damit die Tatsache, dass die gutgemeinten Botschaften der Prävention oft nur die erreichen, die sowieso schon gut informiert sind. Die Schere geht so immer weiter auf. Wie ist es bei euch – sind urbane Dörfer Eliteprojekte?

Matthias: Aus diesem Grund versuchen wir jeweils schon früh mit verschiedenen Organisationen zusammenzuarbeiten. Im Rahmen der Entwicklung eines Nutzungskonzepts für ein leerstehendes Gebäude haben wir Workshops mit fünfzig Leuten gemacht. Jemand sagte, eine Bibliothek wäre doch toll! Worauf jemand anderes zu bedenken gab, dass viele Menschen, die er kenne, eine Bibliothek eher nicht betreten würden – und ob man Bücher nicht stattdessen im Treppenhaus aufstellen könnte, damit das Angebot niederschwelliger würde. Ob ein urbanes Dorf ein Eliteprojekt wird, kommt auf das Ziel an. Wenn es nur darum geht, für sich selber perfekte Lebensumstände zu schaffen, dann möglicherweise schon. Wenn man aber sagt, wir haben nicht nur einen internen Sinn, sondern auch einen externen, dass wir nämlich gesellschaftsrelevant sein möchten, dann geht man mit offeneren Augen, Ohren und Herz durchs Leben, und überlegt sich, wie so ein Dorf verschiedenen Menschen und Gruppen offen stehen könnte.

Andrea: Ganz praktisch und konkret: Schlussendlich ist es ja eine Frage der Mietpreise. Wir möchten nach Kostenmiete bauen. Es gibt Anlagenrichtlinien vom Bundesamt für Wohnungsbau – diese wollen wir unterschreiten. Es soll kein Luxuswohnen geben, sondern ein Wohnen, das sich jede und jeder leisten kann.

Matthias: Im Idealfall möchten wir Gebäude selber besitzen oder in Globalmiete übernehmen, so dass wir einen Teil der Wohnungen noch einmal günstiger anbieten können. Die rund hundertfünfzig Menschen, mit denen wir jeweils rechnen, sind genügend viele, dass man solche Angebote machen könnte.

Ihr habt es mehrmals angetönt: Ihr möchtet möglichst viele Perspektiven berücksichtigen, möglichst viele Meinungen hören. Hat sich eure Vorstellung des Wohnens in der letzten Zeit dadurch auch verändert – oder habt ihr euch gar selber verändert?

Matthias: Wir setzen uns mit Individualität auseinander, mit Würde, mit Gleichwürdigkeit, mit dem Nord-Süd-Gefälle und so weiter. Wir versuchen herauszufinden: Wie lässt es sich gut leben? Diese bewusste Auseinandersetzung prägt mich schon sehr stark.

Häufig hört man bei Wohnexperimenten, ähnlich wie ihr sie plant, dass es irgendwann menscht und kriselt und dass alle enttäuscht sind. Denkt ihr ein solches Szenario von Anfang an mit? Ist zum Beispiel ein:e Psycholog:in im Team, oder ein Coach?

Andrea: Definitiv. Wir üben den Umgang mit Spannungen schon jetzt, wir bringen sie aufs Tapet, und versuchen sie früh zu lösen. Es gab bereits Konflikte. Aber das gehört dazu. Es geht darum, den Umgang damit jetzt schon zu lernen.

Matthias: Und dann, im urbanen Dorf, ist es gut möglich, dass wir jemanden beiziehen. Vielleicht definieren wir schon von Anfang an, wen man in einer Krise kontaktiert, damit man nicht erst dann mit der Suche anfangen muss. Solche Gefässe wird es brauchen. Spannungen werden kommen, das ist klar! Meine grösste Angst ist es, dass sich die Leute entziehen. Wenn Leute bereit sind, über Schwierigkeiten zu sprechen, weil man früh genug damit anfängt, wird man es schaffen. Ausweichen ist schwieriger...

...weil es irgendwann zur Explosion kommt.

Matthias: Ja. Das Risiko schwingt mit – wir können nicht eine heile Welt versprechen. Ich denke manchmal, dass die Gemeinschaft nicht ein Wert ist, sondern der Preis. In der Gemeinschaft liegt ein Geheimnis. Sie wird uns alle viel kosten, aber es ist so viel Schönes darin verborgen. Es wird sicher urbane Dörfer geben, in denen Dinge scheitern. Wir möchten aber nicht davor Angst haben, sondern es trotzdem wagen.



Hans-Peter Wymann

wissenschaftlicher Illustrator, Bern (CH)

Als Erstes möchte ich gerne wissen: warum Schmetterlinge? Hätten es auch Elefanten sein können – deren Haut wäre sicher auch schön zu zeichnen?

(lacht) Ich weiss es nicht! Solange ich mich zurückerinnern kann, schon als ganz kleiner Bub, haben mich Schmetterlinge fasziniert. Ich habe schon früh gern gezeichnet und bin darin von meinen Eltern und Grosseltern sehr unterstützt worden. Mein Vater hat stundenlang mit uns gezeichnet, mein Grossvater hat mir den ersten Raupenzuchtkasten gebaut, meine Mutter hat mir das erste Netzli genäht. Ich habe auch Steine gesammelt und Flugzeugmodelle gebastelt, aber bei den Schmetterlingen bin ich irgendwie hängen geblieben. Schmetterlinge sind halt per se interessant, mit der ganzen Metamorphosegeschichte. Die ungeheure Vielfalt. Die Ästhetik der meisten Arten. Selbst die grauen Arten sind, wenn man sie ganz genau anschaut, nicht nur grau, sondern haben verschiedenste Farbtöne.

Du bist naturwissenschaftlicher Illustrator, und betreust die Schmetterlingssammlung im Naturhistorischen Museum Bern. Hat deine Arbeit auch einen Konservierungsaspekt, weil es ein grosses Artensterben gibt?

Da müssen wir unterscheiden. Man darf das Artensterben und den Rückgang der Biomasse der Insekten – ich spreche jetzt von allen Insekten – nicht miteinander verwechseln. In der Schweiz gibt es etwa 3750 Schmetterlingsarten. Davon sind nur ganz wenige Arten ausgestorben. Von den rund 210 Tagfalterarten sind in den letzten hundertzwanzig Jahren etwa sechs Arten verschwunden. Das andere ist aber die Masse, die markant zurückgeht. Man weiss ungefähr, wie das Mittelland vor etwa hundertfünfzig Jahren ausgesehen hat, man weiss wie die Wiesen damals aussahen, und das kann man mit der heutigen Situation vergleichen. Man geht davon aus, dass es heute zwischen fünfzig bis hundertmal weniger Schmetterlinge gibt als damals. In der Schweiz gibt es Arten, die früher fast überall zu finden waren, die heute aber nur noch in den Alpen vorkommen.

Hätten wir die Alpen nicht, dann sähe die Situation ganz anders aus. Wäre die Schweiz flach wie Holland, dann wären wohl gegen zwei Drittel der Arten verschwunden. Holland hat etwa fünfzig Prozent aller Tagfalterarten weitgehend verloren.

Und woran liegt das?

An der Nutzung auch der hintersten und letzten Quadratmeter. Die Alpen sind für die Schweiz deshalb ein grosses Glück. Grundsätzlich ist es in allen Gebieten, die landwirtschaftlich intensiv genutzt werden, problematisch, weil sich Dünger und Insekten schlecht vertragen. Die meisten unserer Falter sind Wiesenarten. Würden die Alpen nicht mehr bewirtschaftet, dann würden die Weidegebiete schnell verbuschen – und dann würde die grosse Vielfalt schnell verschwinden. Eine Intensivierung der Bewirtschaftung würde aber umgekehrt bedeuten, dass sich die Situation ähnlich wie im Mittelland entwickelt, und dann würden die Insekten ebenfalls verschwinden. Es ist eine Gratwanderung.

Gibt es bei euch im Keller in der Sammlung auch Schmetterlinge, die ausgestorben sind?

Wir besitzen drei Arten, die weltweit ausgestorben sind. Einen grossen Kohlweissling aus Madeira zum Beispiel, der ist etwa in den Siebzigerjahren ausgestorben. Der ist weg, den gibt es nicht mehr. Und einen kleinen Bläuling aus Kalifornien, der in den Vierzigerjahren ausgestorben ist. Man hat ihn seither nie mehr gefunden.

Nehmen wir einmal an, ich würde in einem Haus mit Garten im Mittelland wohnen. Was könnte ich konkret für Schmetterlinge tun?

Zuerst wäre es wichtig zu wissen, wie gross die Fläche ist, die zur Verfügung steht. Hornklee wäre zum Beispiel gut für Bläulinge, oder auch Rotklee. Möglichst viel Gras, und zwar nicht Golfgras, sondern eine gute Grasmischung aus der Umgebung. Davon könnten zum Beispiel bestimmte Augenfalter profitieren, deren Raupen nur Gras fressen. Brennnesseln wären an sich ebenfalls gut für viele Raupen. Schwalbenschwänze und ihre Raupen – die Rübli- und Rapsraupen – mögen Fenchel, Dill, Möhren, Kümmel oder Maggikraut. Wenn man die im Garten hat, kommt der Schwalbenschwanz garantiert. Oder wenn man Faulbaum pflanzt, kommen vielleicht Zitronenfalter – eine der wenigen Tagfalterarten, die ihre Eier an Bäumen ablegt. Wenn man genug Platz hat und einen Baum pflanzen möchte, wären zum Beispiel Ulmen gut, oder Zwetschgenbäume, die Iblebäume für die Zipfelfalter sind. Wer Kohl anpflanzt, hat bald Weisslinge. Wobei man dann vielleicht nicht so Freude hat, wenn sie einem den Kohl wegfressen (lacht).

Gibt es auch etwas, was ich als Städterin tun kann?

Wir haben vor dem Museum eine kleine Wiese mit Klee. Darauf haben sich drei Bläulinge eingerichtet, davon zwei, die ‚neu‘ sind, weil sie genau genommen Klimaprofiteure sind. So was kann man auch in der Stadt machen.

Stimmt es, dass Schmetterlingsweibchen nur einmal befruchtet werden können, bevor sie sterben?

Jein. Es gibt ein paar Arten, die garantiert nur einmal befruchtet werden. Das sind die sogenannten Apollofalter. Sie gehören zu den grössten und schönsten einheimischen Schmetterlingen. Während dem Paarungsakt scheidet das Männchen eine wachsartige Substanz aus, die am Hinterleib des Weibchens eine Art Tasche bildet. Faktisch ist das nichts anderes als ein Keuschheitsgürtel, weil sie verhindert, dass das Weibchen ein zweites Mal befruchtet werden kann. Bei vielen anderen Arten ist man sich nicht ganz einig. Auf jeden Fall ist es aber so, dass ein Weibchen stirbt, sobald es alle Eier gelegt hat. Dann hat es gewissermassen seinen biologischen Zweck erfüllt. Es gibt auch Schmetterlinge, die nur ein paar Stunden leben. Das Weibchen schlüpft aus der Puppe, wird kopuliert, das Männchen stirbt unmittelbar danach, und das Weibchen direkt nachdem es die Eier abgelegt hat.

Eine ziemlich effiziente Sache also.

Ja, es ist brutal, oder? Und das Verrückte ist dann, dass die Entwicklung vom Ei über die Raupe bis zum Falter wieder ein Jahr dauert. Das adulte Tier hat also einzig und allein die Aufgabe der Fortpflanzung.

Hast du selber eine Lieblingsart?

Eigentlich immer grad die, die ich gerade am Zeichnen bin (lacht). Bläulinge mag ich sehr. Seit den 1990er Jahren beschäftige ich mit Faltern im Berner Oberland. Das war damals terra incognita – da hatte sich noch kaum jemand systematisch darum gekümmert. Da habe ich mich dann dahintergeklemt.

Das wissenschaftliche Zeichnen erfordert absolute Exaktheit. Hast du manchmal auch Lust auf grobe Striche?

Ja, wenn ich sechs Stunden an einem Zwei-Zentimeter-Ding herumgekratzt habe, dann möchte ich manchmal schon gerne eine grosse Rolle nehmen und damit an einer zwanzig Quadratmeter grossen Leinwand herumwerkeln (lacht). Aber nein, verleiden tut es mir nicht. Ich arbeite sehr gerne so fein und filigran.



HALLO EICHE

Natur und Wandel

[Diese Eiche] ist ein stattlicher, unglaublich schöner Baum. Ich mag ihre Behäbigkeit. Was auch passiert, ob weltgeschichtliche Ereignisse oder persönliche, sie steht einfach da, und alles zieht an ihr vorbei. Wann immer ich an ihr vorbeikomme, sage ich immer schnell Hallo.

Annemarie Berlinger-Staub, Gemeindepräsidentin

Ich habe auch Steine gesammelt und Flugzeugmodelle gebastelt, aber bei den Schmetterlingen bin ich irgendwie hängen geblieben. Schmetterlinge sind halt per se interessant, mit der ganzen Metamorphosegeschichte. Die ungeheure Vielfalt. Die Ästhetik der meisten Arten. Selbst die grauen Arten sind, wenn man sie ganz genau anschaut, nicht nur grau, sondern haben verschiedenste Farbtöne.

Hans-Peter Wymann, wissenschaftlicher Illustrator

Als ich mit der Direktvermarktung anfang, nahm das schnell so grosse Dimensionen an, dass die Zeit und der Platz für die Kühe fehlte, und wir sie weggeben mussten. Das machte meinem Mann zum Glück nichts aus. Anderen wäre das schwerer gefallen. Es gibt einige, die sehr stark an ihren Kühen hängen. Es war halt einfach ein logischer Schritt wegen der Nachfrage. Wenn es bei mir stagniert und nicht immer mehr gestiegen wäre, hätte ich es nicht gemacht, und wir hätten die Kühe behalten.

Anita Zahnd, Landwirtin

Es gibt zum Beispiel den Schmetterlingsflieder, der ist total schön, die Schmetterlinge ernähren sich gern davon und legen ihre Eier darauf ab. Leider können die Raupen den Strauch aber nicht fressen, und deshalb gibt es auch wegen dieser Pflanze immer weniger Schmetterlinge. Auch weil sie zusätzlich noch die einheimischen Arten verdrängt, die als Futterpflanzen für Raupen ideal wären. Viele Leute wissen das nicht, man sieht sie überall in den Gärten und kann sie immer noch kaufen.



Stefanie Beyeler, Grafikerin

Es gibt Waldstücke, die sehen immer noch genau gleich aus wie vor dreissig Jahren – die Bäume sind halt etwas älter, aber das sieht man kaum. Diese Buche hier zum Beispiel war vor dreissig Jahren einfach ein bisschen dünner. Andere Waldstücke haben sich wegen eines Naturereignisses stark verändert, wegen Stürmen wie Lothar oder Burglind zum Beispiel. Diese führen zu massiven Borkenkäferbefällen, und es müssen dann manchmal auch gesunde, grosse Bäume geholzt werden. (...) Eigentlich könnte man den Wald machen lassen. Aber es ist halt so, dass wir den Wald seit dem Mittelalter stark nutzen.

Urs Minder, Förster

Man weiss ungefähr, wie das Mittelland vor etwa hundertfünfzig Jahren ausgesehen hat, man weiss wie die Wiesen damals aussahen, und das kann man mit der heutigen Situation vergleichen. Man geht davon aus, dass es heute zwischen fünfzig bis hundertmal weniger Schmetterlinge gibt als damals. In der Schweiz gibt es Arten, die früher fast überall zu finden waren, die heute aber nur noch in den Alpen vorkommen. Hätten wir die Alpen nicht, dann sähe die Situation ganz anders aus. Wäre die Schweiz flach wie Holland, dann wären wohl gegen zwei Drittel der Arten verschwunden. Holland hat etwa fünfzig Prozent aller Tagfalterarten weitgehend verloren.

Hans-Peter Wymann, wissenschaftlicher Illustrator

Als ich angefangen habe, hat man vom Waldsterben gesprochen. Schon damals kam der Bundesrat in den Wald und hat besorgt gesagt, es sehe schlecht aus. Ich habe mich schon damals ein bisschen gewundert. Und irgendwann hat man gemerkt, dass der Wald doch nicht stirbt. Was den Klimawandel betrifft, stütze ich mich einfach auf die Aussagen der Wissenschaft – für mich ist es nicht so dramatisch, auf den Wald bezogen. Da ist für mich noch wenig zu erkennen, die Zeitdauer ist zu kurz. Natürlich, der Klimawandel hat eine andere, grössere Dimension. Aber wir müssen auch ein bisschen aufpassen. Wenn wir jeden Tag davon reden, ist es vielleicht in ein paar Jahren nicht mehr interessant, und dann sind wir im Wald wieder die Einzigen, die mit dem Thema arbeiten.

Urs Minder, Förster

Wir haben lange überlegt, weil wir halt selber auch nicht so überzeugt waren von Elektromobilität. Es gibt für uns viele ungelöste Fragen: Wo kommt der Strom her, und wie entsorgt man die Batterien? Das muss mir mal jemand erklären. Wir verkaufen nun seit etwa einem Jahr Elektroautos und haben festgestellt, dass der Fahrspass absolut da ist. Ökologisch ist es auch, wenn man Photovoltaik auf dem Dach hat. Und für Kurzstrecken macht es absolut Sinn – Dieselaautos oder auch Benzinler mögen kurze Strecken nicht, die Motoren verrussen schneller.

Sonja Zimmermann, Büroleiterin Autogarage

Ich wusste einfach, dass es dem Klima nicht gut geht, und dass man alleine nicht viel dagegen tun kann. Am Anfang sind wir einfach an Sitzungen gegangen, und dann haben wir mehr und mehr mitgeholfen.

Flurina Kronawitter, Klimaaktivistin

Stefanie Beyeler

Grafikerin, Thun (CH)

Hast du eine Lieblingsfarbe?

Das ist ganz schwierig zu sagen. Ich habe so viel mit Farben zu tun und kenne so viele verschiedene Farbsysteme. Als Kind hatte ich Filzstifte, es gab da ein leuchtendes Blau und ein leuchtendes Orange, und ich fand, das seien die schönsten Farben auf der ganzen Welt! Das muss etwa in der ersten Klasse gewesen sein.

Du zeichnest sowohl analog als auch digital, entwirfst Logos und illustrierst. Hast du ein Lieblingsmedium?

Als Kind habe ich mir eine riesige Farbschachtel gewünscht. Das war leider unerschwinglich. Als ich am Computer zu arbeiten begann, standen mir plötzlich Millionen von Farben zur Verfügung, das war extrem aufregend und schön – so viele Farben zu erfinden, wie man wollte, oder mit einem Klick eine Ebene ganz neu einzufärben. Da ging mein Wunsch eigentlich in Erfüllung. Heute arbeite ich genau gleich gern am Computer wie auch analog. Ich kombiniere es auch gern.

Wusstest du denn schon immer, dass du in eine gestalterische Richtung gehen wolltest?

Ich war eben das dumme Kind (lacht). Meine Schwester hat einen sehr hohen IQ und ich bin halt die, gut zeichnen kann. Ich wollte entweder Bäuerin oder Grafikerin werden, habe ich einmal in einem Aufsatz geschrieben. Mein Vater wuchs als Bauernjunge auf, und er ist extrem kunstaffin. Er hat uns schon als kleine Kinder in Museen geschleppt. Es ist noch interessant, er hatte sicher eine sehr schöne Kindheit, man pflügte noch mit Pferden damals. Und er hat einfach die Kunst schon immer sehr geliebt.

Bäuerin oder Grafikerin – wie hast du den Entscheid dann gefällt?

Es war mir ziemlich rasch klar, dass ich keine gute Landwirtin werden würde. Nur schon deshalb, weil ich mit fünfzehn entschied, kein Fleisch mehr zu essen. Die Viehhaltung wäre also ausgeschlossen gewesen. Und ich zeichne Unkraut lieber, als es zu vernichten... (lacht).

Nun bist du in Teilzeit bei einer Agentur angestellt, arbeitest aber auch selbstständig. Unterscheidet sich die Arbeit?

Dort, wo ich angestellt bin, geht es mehr um grössere Firmen und Institutionen. Als Selbstständige besteht meine Kundschaft eher aus Einzelpersonen, Handwerker:innen oder Kunstschaffenden.

Mich interessiert beides sehr. Es ist spannend, Einblick in grössere Abläufe zu bekommen. Und genauso spannend ist es, ein Produkt zu sehen, das eine Kundin von A bis Z selber gemacht hat. Wie der Mantel, den ich gerade trage. Die Kundin hat den Stoff selber gewaschen, das Schnittmuster entwickelt, genäht, und verkauft den Mantel nun selber. Ich habe die ganze Bandbreite: Manchmal arbeite ich am Morgen für eine Floristin und am Nachmittag für ein Kieswerk.

Gestaltest du auch noch für dich? Oder hauptsächlich für andere?

Ich bin lange mit dem Hund meiner Nachbarn spazieren gegangen und habe dann immer Gräser und kleine Pflanzen mitgenommen und zuhause gezeichnet. Eine Art pflanzliche Porträts. Es ging mir darum, genau und intensiv hinzuschauen. Etwas zu sehen, was man sonst nicht wahrnimmt. Als wir im Geschäft dann einmal ein Konzept gegen Neophyten gemacht haben, habe ich gemerkt, dass viele dieser Pflanzen eigentlich Neophyten waren. Da hat sich beides plötzlich überschritten – das schätze ich immer sehr!

Was sind denn Neophyten?

Das sind eingewanderte oder eingeschleppte invasive Pflanzen. Es gibt zum Beispiel den Schmetterlingsflieder, der ist total schön, die Schmetterlinge ernähren sich gern davon und legen ihre Eier darauf ab. Leider können die Raupen den Strauch aber nicht fressen, und deshalb gibt es auch wegen dieser Pflanze immer weniger Schmetterlinge. Auch weil sie zusätzlich noch die einheimischen Arten verdrängt, die als Futterpflanzen für Raupen ideal wären. Viele Leute wissen das nicht, man sieht sie überall in den Gärten und kann sie immer noch kaufen. Ich bin sehr neugierig und lerne extrem gern solche Dinge.

Was denkst du – warum lernst du gern Neues?

Ich bin einfach eine neugierige alte Frau (lacht). Ich weiss es nicht. Ich habe immer das Gefühl, wenn ich etwas Neues lerne, kribbelt es ein bisschen in meinem Hirn.

Interessant! Bei mir kribbelt es dann jeweils eher in der Bauchregion...

...ein bisschen wie Kohlensäure, oder? (lacht).

Hat das auch mit dem Flow zu tun? Bedeutet dir der Flow-Zustand etwas?

Ja, schon... aber es geht auch ohne. Man hat doch die Vorstellung, man sitze in einem fantastisch schönen Atelier und sei dann den ganzen Tag glücklich, und das ist halt überhaupt nicht der Fall. Ich habe mir das Erwachsenwerden schon ganz anders vorgestellt, wie wohl alle (lacht). Es gibt ja den Spruch, dass Laien auf Inspiration warten und Profis einfach anfangen. Man muss in diesem Job unter allen Umständen arbeiten können. Manchmal kommt der cheibe* Flow halt einfach überhaupt nicht. Das kennst du sicher auch.

Hast du eine Technik entwickelt?

Ich jammere einfach ein bisschen (lacht).

Gab es schon Momente, wo du gedacht hast: Jetzt höre ich auf?

Nein, eigentlich nicht. Ich finde einfach, die Kreativität, dieses grosse Ding, von dem alle sprechen in den letzten Jahren, wird überschätzt. Gerade im letzten Jahr hat man ganz klar gesehen, dass es noch andere wichtige Sachen gibt, das Gesundheitswesen zum Beispiel. Mein Chef hat neulich gesagt, wenn wir einen Fehler machen, dann stirbt niemand. Ich habe nicht das Gefühl, dass Kreativität das Alleinseligmachende ist. Ich bin froh gibt es noch anderes.

Möchtest du denn manchmal etwas machen, was mehr bringt?

Wie soll ich sagen... für mich sind Arbeitsplätze, Arbeitssituationen immer sehr wichtig. Dass Leute leben können von ihrer Arbeit. Dazu kann ich einen kleinen Teil beitragen, indem ich ihre Arbeit sichtbar mache. Das ist mir wichtig. Ich möchte nicht für Produkte oder Firmen arbeiten, die ich völlig überflüssig finde. Ich bin zwar schon in der Werbung, aber nicht in einer extremen, sinnfreien Klischeewelt. Das würde mir nicht gefallen.

Du hast vor ein paar Jahren ein Bilderbuch über Bulimie illustriert – über eine Prinzessin, die nicht die Schönste ist, sondern die Zweit-schönste . Ging es dir darum, das Thema sichtbarer zu machen?**

Wenn man Menschen zeichnet, muss man sich immer genau überlegen, wie schön man sie machen will. Und wie man Frauen darstellt. Es gibt so viele Zeichnungen, die die körperliche Schönheit extrem überhöhen – bei Mädchen ist das dann schon von Anfang an ein Thema. Nur die Zweitschönste sein? Vergiss es! Meine Schwester, die heute Journalistin ist, war als Kind ein bisschen überge-

*cheibe = schweizerdeutsch für ‚verflucht‘

**Die Prinzessin, die immer dünner wurde (2011). Ein Märchenbuch

wichtig, und es nervte mich so sehr, dass man sie nach ihrem Gewicht beurteilte. Ich habe dann also ein paar Zeichnungen gemacht und sie um einen Text gebeten.

Könntest du dir vorstellen, ein weiteres Buch zu machen?

Ja, ich denke schon. Im Moment habe ich gerade kein Thema. Wenn es mich wieder packt, merke ich es dann schon...

Du wohnt schon seit zwanzig Jahren in Thun.

Genau. Und ich fühle mich immer noch als Touristin. Es ist einfach so herzlich hier! Wenn man durch die Hauptgasse läuft... es ist einfach total hübsch. Von der Wohnung aus haben wir eine Aussicht auf den Niesen, das ganze Panorama. Mir gefällt es wahnsinnig gut hier.

Und deine Katze – die ich ja ganz klassisch via Videokonferenz schon kennen gelernt habe – war von Anfang an dabei?

Genau. Mimi ist gerade zwanzig geworden.

Du hast wohl viele lokale Kund:innen?

Schon, aber nicht nur. Das Lokale hat mich schon immer interessiert, weil ich in so viele verschiedene Arbeitswelten reinsehe. Wenn ich zum Beispiel für eine Fabrik arbeite, die später schliessen muss, und dann gibt es Lofts daraus. Das finde ich extrem schade. Mein erster Ferienjob als Jugendliche war es, in der Migros-Bäckerei Dinge zu verpacken, Gipfeli zu krümmen zum Beispiel.

Gipfeli werden von Hand gekrümmt? Tatsächlich?

Ja! Die Gipfeli kamen aus der Maschine und man musste sie von Hand krümmen. Aber ich habe neulich daran gedacht, ein bisschen recherchiert und dann herausgefunden, dass sie heutzutage schon gekrümmt aus der Maschine kommen (lacht).

Es hat mich schon immer sehr fasziniert, wie Dinge hergestellt werden, und wie man es früher gemacht hat. Wenn man mit mir eine Rückführung machen würde, wäre ich wohl nicht Prinzessin gewesen, sondern eher Bäckerin oder Stallgehilfin (lacht).



Sunita Asnani

Tanzschaffende, Bern (CH)

Arbeitet man im Tanz auch so zyklisch wie in der Musik – dass man sich intensiv auf ein Produkt oder eine Aufführung vorbereitet?

Ja. Wobei eine Aufführung ganz unterschiedlich sein kann. Es kann auch eine Ausstellung sein, oder etwas, was wie ein Workshop aussieht, und dann doch eine Art Performance ist. Bei mir ist es allerdings häufig nicht das, was man sich unter einer klassischen Tanzperformance vorstellt, weil ich nicht gern auf ‚normalen‘ Bühnen auftrete.

Weshalb?

Mir gefällt diese Situation nicht. Die Rolle, die die Zuschauenden einnehmen müssen, und die der Performer, die sie bedienen sollen. Diese Konsumhaltung. Die Zuschauenden müssen ja nur entscheiden, ob es ihnen gefällt oder nicht, und sind nicht aufgefordert, sich zu beteiligen. Und wenn man auf der Bühne steht, gerät man schnell in die Falle, dass es gefallen muss, dass es gewisse Erwartungen erfüllen muss. Beim Tanz ist es oft so, dass die Leute wissen möchten, was es bedeutet hat. Was war das Narrative daran, die Bedeutungsebene? Ich liebe Formate, wo Leute aufgefordert sind, sich ihre eigene Bedeutung zusammenzustellen. Ich möchte ihnen nicht meine Imagination unter die Nase reiben, sondern sie zu eigenen Ideen anregen. Deshalb wähle ich oft andere Formate. Bei der letzten Performance haben wir Leute in einen Raum gesetzt mit einer grossen Fensterscheibe. Sie schauten hinaus in ein typisches Schweizer Quartier, und wir sind dann als Performer reingekommen und haben die Umgebung gewissermassen zu stören begonnen. Gleichzeitig fand drinnen ein Konzert statt, mit experimenteller elektronischer Musik mit Kerzenlicht. Das ergab zusammen eine Art cinematographischen Effekt. Es war wie eine Art Film. Und ich glaube, in diesem Film drin ist den Leuten die scheinbare Normalität in diesem Quartier in einem anderen Licht erschienen. Solche Dinge interessieren mich sehr!

Du warst bis vor Kurzem auch in der Start-Up-Welt aktiv und hast zum Beispiel für die Powercoders* gearbeitet. Wie kam es dazu?

Ich hatte immer zwei Leidenschaften. Und habe sie heute auch noch. Das eine war das künstlerische, musikalische, tänzerische. Und das andere waren immer die sozialen, gesellschaftlichen Fragen. Insbesondere die kulturellen Fragen.

Weil ich selber mit einem anderem kulturellen Hintergrund aufgewachsen bin, hat es mich immer fasziniert, Übersetzerin zu sein. Deshalb tauchte ich nach dem Soziologiestudium rasch in die Migrationswelt ein. Ich habe mit Migrant:innen gearbeitet, und später auch mit Geflüchteten. So kam ich auch zu den Powercoders, wo ich die soziale Leitung des Pilotprojekts übernahm. Da war ich völlig beschwingt, die Effizienz und Schnelligkeit dieses Start-Ups haben mich sehr beeindruckt! Die Agilität. Schnell etwas ändern zu können. Das kannte ich von Nichtregierungsorganisationen überhaupt nicht. Damals hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass die beiden Welten langsam zusammen kommen. Die künstlerische Welt und die des sozialen Engagements sind seither nicht mehr so weit voneinander entfernt, wenigstens vom Mindset her nicht.

Aktuell widmest du dich voll dem Tanz. Was passiert mit deiner anderen Leidenschaft?

Die darf im Moment ein bisschen ruhen (lacht). Sie war lange sehr treibend. Mich nimmt es jetzt wunder, was das mit mir macht. Eigentlich glaube ich, dass ich nicht glücklich bin, wenn ich zu lange ausschliesslich in der Kunstfilterblase bin. Das andere wird also wieder kommen. Aber ich geniesse es aktuell sehr, zum Beispiel Zeit für ausgiebiges Movement Research** zu haben.

Du betreibst also gerade künstlerische Forschung. Fliessen da auch gesellschaftliche Fragen ein? Gibt es Themen, die dich gerade bewegen?

Es geht bei mir eigentlich nie nur um Ästhetik, oder eine künstlerische Form. Es ist meistens etwas dahinter. Bei der aktuellen Recherche zeigt sich langsam ein Thema. Es geht darum, was mit uns passiert, wenn wir in der digitalen Welt unterwegs sind. Was passiert mit unserer Identität, mit Freiheit, mit Entkörperlichung. All die Riesenthemen halt! Das wird sich natürlich noch schärfen müssen.

Treibst du eine solche Recherche jeweils gezielt voran?

Ja, schon. Irgendwann entwickelt sich eine Frage und ich fange ein bisschen zu surfen an, weil ich davon ausgehe, dass sicher schon mal jemand etwas Gescheites dazu gesagt hat. Aber ich mache nicht ein intensives Studium. Ich gehe das künstlerisch an und würfle Sachen zusammen, die vielleicht gar nicht zusammengehören. Ich schnappe alles auf, was mich inspiriert. Per Zufall bin ich zum

*Eine Programmierakademie für geflüchtete Menschen und Migrant:innen in der Schweiz und Italien

**Forschen an und mit Bewegungen und Entwickeln eines Repertoires

Beispiel neulich auf den Begriff ‚digital twin‘ gestolpert – ein Begriff dafür, wie etwas simuliert wird, damit man es eingehend testen kann. In den Begriff hab ich mich sofort verliebt. Dem gehe ich jetzt nach.

Wir haben kürzlich auch gemeinsam ein kleines Stück Musik gemacht. Mir gefällt deine Stimme und die Art, wie du singst, sehr gut. Ich habe darin auch etwas Indisches gehört. Stimmt das für dich, wenn ich das so sage?

Eigentlich schon. Obwohl ich da natürlich improvisiere und es eigentlich gar nicht in die indische Schublade gehört. Und wahrscheinlich nur hier, in der Schweiz, in diesem Kontext, so tönt. Der indische Teil gehört natürlich eindeutig zu mir. Aber er lebt nur dann auf, wenn Indien zuvorderst ist, und ist nicht verwoben mit dem Rest.

Würdest du dir wünschen, dass er das wäre?

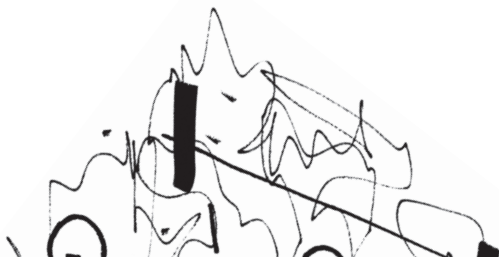
Das ist schon ein Wunsch von mir. Auf allen Ebenen würde ich mir wünschen, dass das Indische mehr Platz hat. Bei der letzten Movement Research habe ich deshalb indische Musik laufen lassen. Ich weiss noch nicht genau, was das dann mit mir macht. Aber es ist eine Suche von mir.

Was denkst du – warum bleibt das Indische für dich so separat?

Weil ich darin alleine bin. Ich schaue manchmal ganz neidisch auf die tamilische Diaspora, weil ich denke, die können sich dort gegenseitig in diesem Kulturclash unterstützen. Ich habe das nicht, ich bin allein. Ich habe einfach meine Schwester und eine Kollegin in Deutschland, die Halbdeutsche und Halbindeerin ist, die ich aber nur selten sehe.

Fühlt es sich so an, als müsstest du diesen Teil von dir zurückhalten? Weil er nicht verstanden würde, oder toleriert?

Ich glaube nicht. Ich glaube, ich dürfte meine persönliche Buntheit mehr reinbringen, aber ich weiss nicht wie. Ich glaube, das kann man nur im Zusammensein mit anderen, die in einem ähnlichen Prozess drin sind. Ich stelle mir das bei jedem marginalen Merkmal so vor. Die gemeinsame Realität, der Austausch, ergibt sich erst im Zusammensein mit anderen.



Könnte es in einem Coworking Space, wo grundsätzlich die Vielfalt gelebt werden soll, möglich sein, dass ein solcher Ort des Austausches entsteht?

Ich weiss es nicht. Ich glaube, die Leute können noch so offen sein. Aber wenn alle weiss, zwischen Dreissig und Vierzig und wohlhabend sind, ist es einfach homogen, und es kann nicht viel Diversität stattfinden. Wenn ich mit jemandem aus der Startup-Szene darüber spreche, mit wie wenig Geld mein Mann und ich durch's Leben kommen, fallen die fast vom Stuhl (lacht). Wenn ich in Städten mit höherer Diversität unterwegs bin, nur schon kulturell, zum Beispiel in gewissen Teilen der USA oder in London, merke ich immer, wie mir ein Stein vom Herzen fällt. Wie ich mich leicht fühle, voller und ganzheitlicher. Und wie auch der indische Teil in mir mehr zum Zug kommt, ohne dass er explizit angesprochen oder zum Thema wird.



Maha Zeitoun

Fachärztin für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Köniz (CH)

Maha, wie läuft ein typischer Tag in deiner Praxis ab?

Ich sehe meine Patientinnen und Patienten im Stundentakt. Fast alle sehe ich wöchentlich, sonst kommt man nicht in eine Intensität, die ihnen etwas bringt. Gerade bei Traumatisierungen oder anderen intensiveren Themen ist der Vertrauensaufbau sehr wichtig. Wenn man länger Pausen macht, lässt man sie zu lange allein. Insgesamt sind es etwa sieben Gespräche pro Tag. Das ist das Maximum – sonst wäre ich im Gespräch nicht mehr genügend aufmerksam.

Wer kommt zu dir in die Praxis?

Viele meiner Patient:innen haben einen Migrationshintergrund. Dank meiner Arabischkenntnisse und weil ich auf Traumafolgestörungen spezialisiert bin, kommen viele Kinder, Jugendliche und Familien aus Syrien zu mir.

Laut einer Befragung des Bundesamts für Gesundheit aus dem Jahr 2011 ist die psychische Gesundheit von Migrant:innen schlechter als die von Einheimischen. Das bestätigen auch Studien aus anderen Ländern. Wie siehst du das?

Ganz klar: Migration ist ein Risikofaktor für psychische Krankheiten. Kommt ein Kriegshintergrund dazu, liegt das Risiko noch höher. Menschen aus Kriegsländern brauchen häufig eine längere Behandlung. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, dass viele mehrere Jahre Krieg erlebt haben. Die Ankunft in der Schweiz erfordert eine hohe Anpassungsleistung. Es ist kaum vorstellbar, was für psychische Verletzungen dies alles hinterlassen kann. Und wenn es schon für einen Erwachsenen kaum zu ertragen ist – wie ist es dann erst für ein Kind?

Wie siehst du die Grundversorgung von geflüchteten Menschen in der Schweiz?

Ich mache mir zunehmend Sorgen, ob sie gewährleistet ist. Mich beunruhigt, dass es mittlerweile häufig um Geld geht. In der Asyl-Sozialhilfe herrscht zum Beispiel massiver finanzieller Druck. Alles muss immer aufwändiger mit Berichten belegt werden. Und gleichzeitig sind diese Menschen verletzlicher und bedürftiger. Es wird hoher Druck aufgesetzt: Man soll so schnell wie möglich

erfolgreich Deutschkurse absolvieren. Bei Traumatisierungen und anderen seelischen Verletzungen sind Konzentrationsstörungen aber sehr häufig, und Druck ist dann ein falsches Mittel.

Dass Heilpädagog:innen in den Schulen Kinder und Jugendliche eng begleiten, ist sehr wertvoll, aber leider ist eine genügende Hilfestellung bei Traumafolgestörungen noch nicht immer sicher gestellt. Das muss immer wieder neu verhandelt werden. Zudem haben Institutionen und Praxen lange Wartelisten.

Was passiert mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen, die zu wenig gut betreut werden?

Es kann zu Invalidisierung führen. Kinder im jüngsten Alter aus Kriegsgebieten haben vielleicht noch nicht konkrete Kriegserinnerungen, aber sie leiden oft an Zuständen, die von bestimmten Triggern ausgelöst werden können. Diese führen dazu, dass sie sich unwohl fühlen. Ältere Kinder und Jugendliche, die aus dem Krieg kommen, können häufig mit ihren Emotionen nicht umgehen, sie haben Erinnerungsbilder, leiden an Konzentrationsstörungen. Das kann dazu führen, dass sie es nicht mehr wagen, unter die Leute zu gehen, nicht mehr in der Schule oder am Arbeitsplatz erscheinen. Das gibt Stress, und dieser verstärkt wiederum die Symptomatik – ein Teufelskreis.

Ich finde: Wenn man sich dazu entscheidet, Geflüchtete aufzunehmen, wie es der Bund tut, dann muss die Versorgung stimmen. Es geht nicht, dass man Kinder und Jugendliche mit ihren Traumata allein lässt – dann leiden sie ihr Leben lang darunter und werden invalidisiert. Wenn man sie früh unterstützt und auf Integration hinarbeitet, ist das billiger als jede andere spätere, aufwändigere Lösung. Man muss schauen, dass sie Anschluss finden, dass es soziale Angebote gibt, mit Rücksicht darauf, dass es ihnen am Anfang aufgrund ihrer Geschichte vielleicht schwer fallen wird, Inhalte aufzunehmen. In den Schulen müsste man genügend Ressourcen zur Verfügung stellen. Denn je nachdem welche Folgestörungen ein Kind erlitten hat, kann es eine Lehrperson und eine Klasse ganz schön an den Rand führen – da braucht es viel Unterstützung.

Was melden dir Familien zurück – wie begegnen ihnen Schweizer:innen?

Es kommt darauf an. Ich habe selber auch eine Migrationsgeschichte. Es braucht viel Zeit, bei Schweizer:innen Anschluss zu finden und tragfähige Beziehungen aufzubauen. Sobald diese da sind, sind sie sehr stark! Aber es dauert lange. Mit Corona ist das jetzt natürlich besonders schwierig. Ich habe gemerkt, dass zum Beispiel Fussball eine riesige Ressource ist für Kinder und Jugendliche. Da fühlen

sich viele sehr wohl. Auch im Schwimmbad als sozialen Ort, wo man Kontakte knüpfen kann. Interessant ist übrigens auch, dass es mit Landsleuten nicht immer einfacher ist. Es ist nicht so, dass man automatisch gut miteinander auskommt, nur weil man aus dem gleichen Land kommt oder die gleiche Sprache spricht.

Ganz grundsätzlich – fühlen sich geflüchtete Familien in der Schweiz sicher?

Ja, vor allem die Kinder. Ich habe jetzt sehr defizitorientiert gesprochen. Aber ich möchte wirklich auch festhalten, dass viele Kinder mir sagen, wie sehr sie es schätzen, auf schönen Spielplätzen zu spielen, in die Badi zu gehen und Hobbys auszuüben. Es ist für sie ein Riesenglück, in einem so sicheren Land zu leben, wo man sich meist auch wehren kann, wenn etwas nicht gut ist. Deshalb finde ich es ganz wichtig, dass diese Kinder und Jugendlichen nicht von Anfang das Gefühl bekommen, sie seien untragbar.

Mit deiner Zweisprachigkeit bist du für das System wahrscheinlich ein Glücksfall, oder?

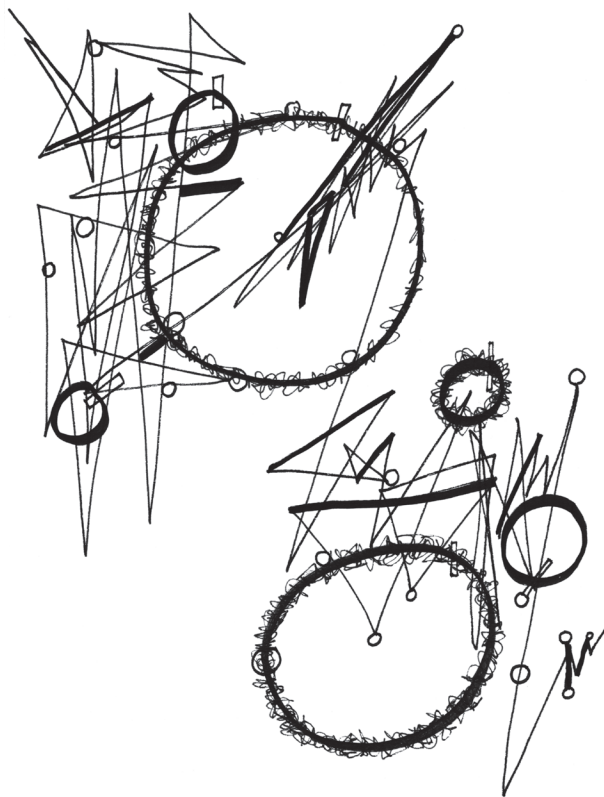
Es ist sehr selten, ja. Meine Eltern haben mit mir immer arabisch gesprochen zuhause und hätten trotzdem nie gedacht, dass die Sprache für mich später so wichtig werden würde. Das Aufwachsen zwischen zwei so verschiedenen Kulturen – der ägyptischen und der schweizerischen – habe ich nicht immer als einfach erlebt. Ich war immer eine Exotin. Es ist sehr schwierig, eine Brücke zu schlagen. Jetzt nehme ich es als Ressource wahr, aber bis hierhin war es ein langer Prozess. Ich habe mich in Ägypten immer sehr wohl gefühlt, ich fühlte mich dort zugehörig und schätzte die Sprache, die Literatur, die Musik. Dass ich nun bei meiner Arbeit arabisch sprechen kann, mit Menschen, deren Muttersprache es ist, tut mir sehr, sehr gut!

Was sagen deine Eltern dazu? Sie freuen sich wahrscheinlich auch?

Sie freuen sich schon, aber sie sind auch ein bisschen verunsichert. Sie befürchten manchmal, dass ich als Psychiaterin marginalisiert werden könnte, weil ich mit marginalisierten Menschen arbeite. Sie haben halt wirklich die Erfahrung gemacht, dass eine andere Kultur zu Marginalisierung führen kann. Dass man auf Skepsis trifft und nicht nur gute Erfahrungen macht. Zudem fragen sie sich, ob mein Beruf nicht zu hart ist. Für mich ist klar: Die Arbeit, wie ich sie heute mache, diese komplexen Behandlungsaufträge, kann ich erst jetzt tun. Vor zehn Jahren wäre ich überfordert gewesen. Meine Fähigkeit, mich abzugrenzen, ist mit den Jahren besser geworden. Vor ein paar Jahren hätte ich das nicht geschafft.

**Gibt es ganz bestimmte Dinge, die dir bei der Abgrenzung helfen?
Ich weiss zum Beispiel von dir, dass du gerne Flamenco tanzt und
Bücher liest?**

Flamenco fällt aktuell natürlich weg (lacht). Aber ja, ich lese sehr gern. Mein Lieblingsautor ist Naguib Mahfouz*. Er schreibt so sinnlich und ausdrucksstark. Mein Traum ist es, seine Bücher auf arabisch zu lesen – denn das ist noch einmal eine ganz andere Geschichte als arabisch zu sprechen. Die Schriftsprache ist enorm schwierig. Vor einer Weile habe ich nun mit der Lektüre von arabischen Kindertexten und Theaterstücken begonnen. So rücke ich meinem Traum langsam näher.



*ägyptischer Autor und Literaturnobelpreis-Gewinner (1911 – 2006)

UNGEHÖRT



All die grossen Fragen

Ich hatte immer zwei Leidenschaften. Und habe sie heute auch noch. Das eine war das künstlerische, musikalische, tänzerische. Und das andere waren immer die sozialen, gesellschaftlichen Fragen. Insbesondere die kulturellen Fragen. Weil ich selber mit einem anderem kulturellen Hintergrund aufgewachsen bin, hat es mich immer fasziniert, Übersetzerin zu sein.

Sunita Asnani, Tanzschaffende

Grundsätzlich finde ich: Jazz, oder Blues, ist einfach mal Musik. Aber was damit nachher an Klischees transportiert wird, ist natürlich schon etwas anderes. Die Musik ist ein Rohmaterial, das man auf sich wirken lassen kann. Aber es ist wichtig, sich mit dem sozialen Umfeld, der Geschichte, dem Hintergrund auseinanderzusetzen.

Urs Vögeli, Gitarrist

Für mich ist der Aktivismus meine selbstverständliche Arbeit als Bürgerin – meine Aufgabe als Mensch.

Julie Campiche, Harfenistin

Ich glaube, dass wirkliche Veränderung nur mit der Zivilgesellschaft zusammen stattfinden kann. Wir leben viel zu ressourcenintensiv, wir verbrauchen drei Erden in der Schweiz. Zudem ist unsere Gesellschaft sehr stark fragmentiert. Die verschiedenen Generationen kommen nicht miteinander in Austausch. Ich möchte nicht mehr warten! Ich möchte mich engagieren für einen anderen Lebensstil.

Andrea Burkhalter, Betriebsökonomin

Unser Ressourcenverschleiss ist riesig! Ich glaube, dass wir nicht über Nachhaltigkeit nachdenken können, ohne über Gemeinschaft nachzudenken. Wir kommen nicht in einen nachhaltigen Lebensstil, wenn wir nicht Sachen miteinander teilen. Es braucht ein Umdenken, und das muss von den Nutzer:innen kommen. Dann wird es auch die Bau-
branche prägen.

Matthias Tobler, Unternehmer



Wenn man Menschen zeichnet, muss man sich immer genau überlegen, wie schön man sie machen will. Und wie man Frauen darstellt. Es gibt so viele Zeichnungen, die die körperliche Schönheit extrem überhöhen – bei Mädchen ist das dann schon von Anfang an ein Thema. Nur die Zweitschönste sein? Vergiss es!

Stefanie Beyeler, Grafikerin

Wir sprechen immer über Schubert, Stravinsky, Mahler – alles Männer. Auch im Studium, in den Fächern Musikgeschichte und Musiktheorie, haben wir immer nur männliche Komponisten analysiert. Die meisten können nicht einmal eine oder zwei Komponistinnen nennen. Das ist nicht fair! Frauen haben eine andere Sicht auf Schmerz, auf die Liebe, auf andere Gefühle. Ihre Werke sollten der Welt gezeigt werden.

Shayne Dalva, Opernsängerin

Ich habe mich schon als Kind gefragt, warum man Clara weniger kennt als Robert.

Susanne Kessel, Pianistin

Ich selber fange bald mit einer Geschäftsführerschulung an. Da bin ich dann allerdings die einzige Frau. Es ist noch speziell, die meisten sind von der Jungmannschaft, die bald das Geschäft übernimmt.

Sonja Zimmermann, Büroleiterin Autogarage

Mit dem ersten Kind habe ich deutlich gemerkt, was für eine Idee die Gesellschaft von einer Familie hat. Wie eine Frau funktionieren soll. Wenn ich jetzt zurückschaue, denke ich, ich hätte es eigentlich auch schon viel früher merken können (lacht), aber ich habe erst mit dem Mutterwerden gemerkt, dass für mich und für meinen Mann je unterschiedliche Regeln gelten.

Annemarie Berlinger-Staub, Gemeindepräsidentin

Lisa-Sein im Jazz ist dasselbe wie Lisa-Sein im Leben. In der Regel ist es okay, aber da ist noch so viel, was wir in punkto strukturelle Gerechtigkeit und Chancengleichheit ändern müssen. Nicht nur im Bereich Gender.

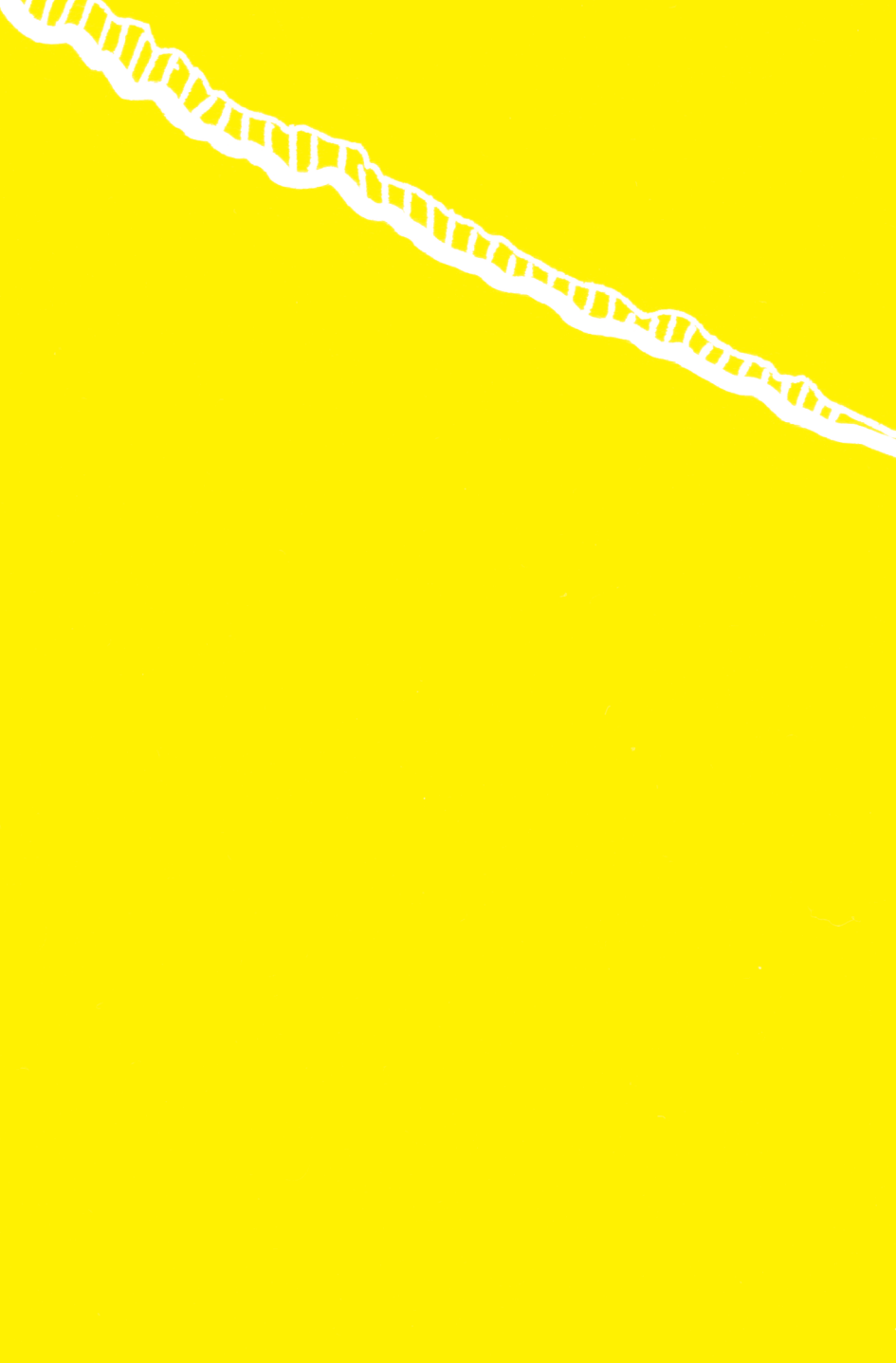
Lisa Hoppe, Bassistin

Ich wünschte einfach, man würde es nicht nur uns auftragen. Wir haben in unserem Leben noch fast nichts zur aktuellen Situation beigetragen. Es wäre schön, wenn alle anderen auch mithelfen würden, unabhängig von ihrem Alter.

Anouk Kronawitter, Klimaaktivistin

Menschen aus Kriegsländern brauchen häufig eine längere Behandlung. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, dass viele mehrere Jahre Krieg erlebt haben. Die Ankunft in der Schweiz erfordert eine hohe Anpassungsleistung. Es ist kaum vorstellbar, was für psychische Verletzungen dies alles hinterlassen kann. Und wenn es schon für einen Erwachsenen kaum zu ertragen ist – wie ist es dann erst für ein Kind?

Maha Zeitoun, Kinder- und Jugendpsychiaterin



KAPITEL III: HINTER DEM HORIZONT





Alexandra Fol

Komponistin, Montréal (Kanada)

Wie geht es dir gerade?

Na ja, ich bin halt sehr viel zuhause (lacht). Ich arbeite gerade an verschiedenen wissenschaftlichen Texten. Seit April 2020 habe ich keine Kompositionsaufträge mehr bekommen und habe natürlich auch keine Konzerte gespielt. Wenigstens schreiben kann ich noch.

Kanada befindet sich aktuell in einem harten Lockdown, oder?

Ja. Ich darf während dem Lockdown nur eine einzige Person besuchen, und dies auch nur, weil diese allein lebt. Wir dürfen keine Gruppenaktivitäten planen, auch draussen nicht. Und die Corona-Situation ist gerade wirklich auf einem Höhepunkt. Vor ein paar Wochen musste ich – nicht wegen Covid – ins Spital. Es war komplett voll, in den Fluren standen überall Betten.

Das klingt furchtbar. Kannst du denn dein Hauptinstrument, die Orgel, im Moment überhaupt spielen?

Ich habe zum Glück ein Klavier, eine Orgel und ein Harmonium zuhause.

Und kannst du üben, solange du möchtest?

Ab elf Uhr abends beginnt die Nachtruhe. Aber so spät abends übe ich sowieso nicht mehr. Zudem hänge ich im Moment ein wenig in der Luft – eigentlich sind in ein paar Monaten mehrere Konzerte in Europa geplant, aber ich weiss nicht, ob diese stattfinden und wie und ob ich mich darauf vorbereiten soll. Ich werde ein Stück von einem kanadischen Komponisten spielen. Meist werde ich für zeitgenössische Musik gebucht.

In der Schweiz werden die Musikschaftenden langsam müde. Zu Beginn versuchten viele, möglichst produktiv zu sein. Aber nun wiegt die Tatsache, dass man noch nicht längerfristig planen kann, immer schwerer. Wie denkst du darüber?

Ich sehe das genauso. In Kanada gibt es zudem seltsame Regeln. Damit man Kulturförderungsgelder behalten kann, muss man weiterplanen und das Geld im laufenden Jahr ausgeben, als gäbe es keine Pandemie. Muss man dann doch wieder verschieben, ergibt sich daraus sehr viel zusätzliche administrative

Arbeit. Die Bürokratie hat sich den Gegebenheiten noch nicht angepasst. Es ist wirklich ein bisschen ein Alptraum im Moment.

Gibt es ein Stück Musik, das du dir gerne zum Trost oder zur Beruhigung anhörst?

Das nächste Stück auf meiner Liste heisst ‚Cloud Messenger‘ von Gustav Holst*, ein Stück für Chor und Orchester. Vor kurzem habe ich auf Auftrag von drei Chören hin ein 25-minütiges Chorstück geschrieben, das nun natürlich nicht aufgeführt werden kann – von Konzerten für Chöre sind wir ja wohl noch am Weitesten entfernt (lacht). Ich bin jedenfalls total fasziniert von diesem Holst-Stück. Er setzt Dreiklänge ein, und es klingt doch nicht tonal. Für mich eine Neuentdeckung. Mit diesem Stück werde ich die nächsten Tage verbringen.

Du bist Organistin, Komponistin und Musikwissenschaftlerin – ein sehr breites Portfolio! Wie wirkt sich das auf dein Leben aus?

Ich habe genau dazu einen Artikel geschrieben. Er hiess ‚Homo Universalis‘. Meine verschiedenen Tätigkeiten ergänzen und beeinflussen sich gegenseitig, und sie inspirieren mich alle. Als ich begann, über Archäoakustik** zu schreiben, ergab sich später daraus, dass ich die Musik für einen Dokumentarfilm über thrakische Rituale*** schreiben konnte. Als Organistin schätze ich es sehr, dass ich ganz frei bin und Stücke spielen und entdecken kann, ohne an ein bestimmtes Repertoire gebunden zu sein – so wäre es nämlich, wenn ich ausschliesslich als Konzert-Organistin tätig wäre.

In der Welt der Orgel ist das Thema Improvisation zwar schon präsent, aber viel weniger als früher. Die Partituren sind so etwas wie die heilige Schrift geworden. Das war nicht immer so, wie du bestimmt weisst. Vor ein paar Jahren nahm ich ‚Prière à Notre-Dame‘ von Léon Boëllman**** auf und spielte in der Wiederholung ein paar Appogiaturas***** und andere Verzierungen – ich sage dir, das war sooo schön saftig (lacht)! Jedenfalls hat mich letztes Jahr ein zwanzig Jahre jüngerer Kollege darauf angesprochen... Unterdessen ist es ja soweit, dass ich Kolleg:innen habe, die Jahrzehnte jünger sein können als ich...

...Ich weiss!

*britischer Komponist (1874 – 1934)

**die Archäoakustik ist eine junge wissenschaftliche Disziplin. Sie erforscht die Klangwelten vergangener Kulturen.

***die Thraker waren eine Völkergruppe in der Antike, die unter anderem im heutigen Bulgarien (wo Alexandra aufwuchs) lebten.

****französischer Komponist (1862 – 1897)

*****eine musikalische Verzierung

...Er sagte, er habe das Video gesehen und die improvisierten Stellen toll gefunden. Das hat mir indirekt geholfen, mich selber und meine Eigenarten mehr zu akzeptieren. Denn es gab und gibt immer Leute, die mir sagen, ich sollte mich auf etwas konzentrieren und ausschliesslich Solistin sein, oder nur Komponistin, oder nur Akademikerin.

Wenn ich das richtig verstehe, wärst du aber als Spezialistin auf nur einem Gebiet viel weniger glücklich?

Ja. Absolut.

Du bist auch ehrenamtlich tätig, zum Beispiel für die Initiative ‚Chez le p’tit père‘. Was motiviert dich dazu?

Mein Kammermusikkollege, Priester und Bariton Jean-Pierre Couturier, hat das Projekt vor mehr als zwanzig Jahren gegründet. Es funktioniert so, dass Kund:innen ihre alten Schuhe im Laden zurücklassen können, wenn sie neue kaufen. Diese Schuhe werden geflickt und an Obdachlose weitergegeben. Für Obdachlose sind Schuhe ja sehr wichtig, sie schlafen sogar darin, damit sie nicht verloren gehen oder gestohlen werden. Ich bin seit neun Jahren dabei, und das Ziel des Projekts geht mir immer noch direkt ins Herz. Ich schätze es sehr, dass ich einen kleinen Teil beitragen kann. Ich finde es extrem wichtig, dass man der Community etwas zurückgibt und diejenigen unterstützt, die vom Glück weniger begünstigt sind.

Darf ich fragen, wie du dein Geld verdienst?

Mit Orgelspielen in der Kirche. Das restliche Drittel kommt von Kompositionen und Konzerten. Ich weiss nicht, ob du dir dessen bewusst bist, aber Beerdigungen sind eigentlich ein unsterbliches Business (schmunzelt). Aber wer weiss, wie lange Musiker:innen noch in der Lage sein werden, sich ihren Lebensunterhalt damit zu verdienen. Ich denke darüber nach, mir im Bereich Kulturmanagement eine Stelle zu suchen. Ich bin ein strukturierter Mensch und organisiere gerne Projekte. Mit einem Teilzeitjob in diesem Bereich könnte ich an ein bis zwei Tagen pro Woche komponieren – das würde reichen. Ich habe meine längsten Stücke in den intensivsten Phasen meines Lebens geschrieben, als ich ständig für Konzerte unterwegs war. Ein paar gute sogar.

Du bist ursprünglich aus Bulgarien und hast in Kanada studiert, wo du seither lebst. Hast du dich in Kanada immer willkommen gefühlt?

Ja, sehr. Die Leute waren sehr warmherzig und immer an mir und meiner Herkunft interessiert. Viele Kolleg:innen unterschiedlicher Generationen haben mich und meine Musik sehr unterstützt.

Hat dein Migrationshintergrund deine Perspektive auf die Musik, auf die künstlerische und die wissenschaftliche Arbeit, geprägt?

Ich habe sehr schnell gemerkt, dass jedes Land eine andere Vorstellung von ‚normal‘ hat, und jeweils davon ausgeht, diese sei universell. Das gilt für soziale Normen, aber auch für wissenschaftliche Forschung und Musik. Ich dachte immer, bei einem 9/8-Takt sei die Aufteilung 2+2+2+3 normal, so wie es in der bulgarischen Musik sehr geläufig ist – obwohl es natürlich jede mögliche Aufteilung gibt. Es ist einfach die häufigste. An meinem ersten Semester an der Boston University gab es deshalb eine Reihe von Missverständnissen, weil dort 3+3+3 als die normale Aufteilung galt.

Ich habe gesehen, dass du dieses Jahr vierzig wirst?

Ja!!

Ich werde nächstes Jahr vierzig... und fühle mich manchmal immer noch so, als stünde ich am Anfang, und es gäbe immer noch unendlich viel Neues zu lernen. Wie ist das bei dir?

Ja weißt du, Musiker:innen können ja sehr, sehr lange arbeiten. Es gibt Dirigent:innen, die noch als Neunzigjährige am Pult stehen. Das Gute ist ja, dass die intellektuellen Fähigkeiten immer zunehmen. Ich schreibe viel weniger Musik als früher, aber sie ist viel besser geworden. Und ich habe als Komponistin mit der Tatsache Frieden geschlossen, dass ich erst nach meinem Tod entdeckt werde. Obwohl mein Werk übrigens in Kisten bereit steht – falls es jemand jetzt schon entdecken möchte (lacht).

Sagen wir einmal, Geld wäre kein Thema, und es gäbe keine Pandemie. Was für ein musikalisches Projekt würdest du gerne auf die Beine stellen?

Ich habe schon länger eine Idee für eine Oper mit dem Titel ‚Purgatory‘*. Es geht um eine Unternehmerin, die nach ihrem Tod ins Fegefeuer kommt. Dort trifft sie einen Bürokraten, der ihr eröffnet, sie habe die Wahl zwischen Himmel und Hölle und könne sich vor ihrem Entscheid beide Orte ansehen. Natürlich stellt sich am Schluss heraus, dass der Bürokrat Satan höchstpersönlich ist. Und sie

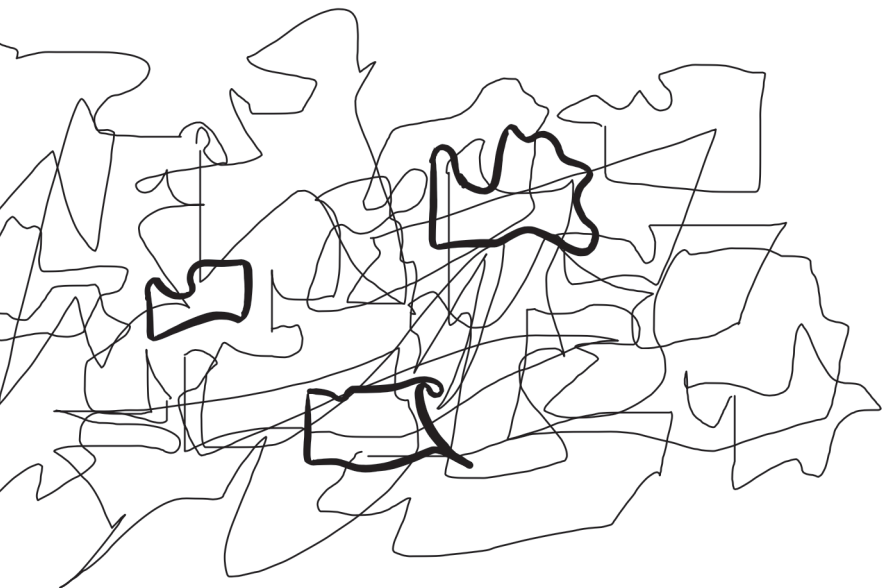
*Deutsch: Fegefeuer

entscheidet sich, auf dem allerletzten Akkord, zur Hölle zu fahren. Diesen letzten Akkord, vom ganzen Orchester gespielt, kenne ich schon seit ich das erste Mal über die Oper nachgedacht habe. Es ist natürlich der beste Akkord der Welt (lacht).

Hätte ich Geld dafür, würde ich ein Jahr freinehmen und die ganze Oper schreiben.

Klingt wirklich toll. Ich wünsche dir, dass du die Oper irgendwann einmal auf die Bühne bringen kannst!

Danke. Das hoffe ich auch!



Shayne Dalva

Opernsängerin, Los Angeles (USA)

Wie sah dein Alltag vor der Pandemie aus?

Ich war viel unterwegs und lebte zeitweise in England, um näher bei den grossen Opernhäusern zu sein. Ich hatte ein Engagement an einer Oper in Italien, aber als ich im Februar 2020 für ein paar Konzerte nach Kalifornien flog, konnte ich leider nicht mehr nach Europa zurückkehren. Nun unterrichte ich online und verfolge verschiedene Videoprojekte. Aber ich vermisse es natürlich sehr, live zu sein. Ich bin es gewohnt, mit Menschen zusammen zu sein, zu proben, auf der Bühne zu stehen, zu unterrichten, normalerweise ist alles immer sehr direkt und geschieht in einer intimen Atmosphäre. Ob es um eine Produktion geht, die Vorbereitung eines Konzerts oder eine Studioaufnahme, es sind immer Menschen, die im Team zusammenarbeiten. Oft fühlt sich das an wie eine temporäre Familie. Und das vermisse ich sehr.

Du bist Opernsängerin, singst aber auch ganz andere Musik. Wann begann deine Faszination für die Oper?

Ich habe schon als kleines Mädchen viel gesungen. Meine Mutter war Arrangeurin für Motown und sie hatte eine Rockband, deshalb war ich schon als Kind häufig bis spätnachts in Musikstudios unterwegs. Sie ermutigte mich immer zum Singen, aber ich war sehr schüchtern und davon überzeugt, ich sei nicht gut genug. Aber ich schauspielerte schon früh und hatte einen Agenten, seit ich fünf Jahre alt war. Als ich sechs war, sang ich im Studio einmal Smokey Robinson* vor. Er schaute auf mich hinunter und sagte: Du wirst einmal Sängerin, wenn du gross bist. Das glaubte ich ihm nicht (lacht). Später, in der High School, sang ich im Chor, und einmal sagte mir die Mutter eines Freundes, eine frühere Opernsängerin: Du wirst einmal Opernsängerin, wenn du gross bist. Und ich sagte: Oper? Auf keinen Fall! Ich war ein Goth Girl, immer schwarz angezogen, und ich stand auf Post Punk und Alternative Rock. Ursprünglich war es mein Plan, Therapeutin zu werden und nebenbei in einer Rockband zu singen. Aber die Musik im Chor faszinierte mich immer mehr. Ich liebte es, den professionellen Solist:innen zuzuhören, die mit uns auftraten. Wie sie sich scheinbar mühelos gegenüber

*US-amerikanischer Soulsänger (*1940)

dem Chor und dem Orchester durchsetzen konnten. Ihre Stimmen klangen für mich fast unmenschlich. So stark und voller Resonanz! Und plötzlich entschied ich mich dazu, für ein Solo vorzusingen. Ich wählte ein klassisches Stück aus, kaufte eine Aufnahme von Cecilia Bartoli* und machte mich an die Arbeit. Ich hatte eine Woche Zeit und hatte noch nie vorher italienisch gesungen. Nach der Audition sagten sie mir, ich solle mein Hauptfach wechseln – von Psychologie zu Vocal Arts. Und ich solle Gesangsstunden nehmen und die Sache richtig ernst nehmen. Sie gaben mir zwei Solos statt nur eines. Und als ich später am Konzert auf der Bühne stand, dachte ich zum ersten Mal in meinem Leben: Das ist es. Das bin wirklich ich. Es fühlte sich richtig an.

Die Sache mit der Sprache ist sehr interessant! Wie ist es für dich als Amerikanerin, vor allem in Deutsch oder Italienisch zu singen?

Als Opernsänger:innen werden wir natürlich sehr kritisch bewertet. Man muss die Sprache wirklich drauf haben. Als ich vor etwa fünf Jahren einmal Brunhilda in Richard Wagners Oper ‚Siegfried‘ sang, nahm ich Deutschunterricht bei einem älteren deutschen Herrn. Eine lustige Geschichte übrigens! Er sah mich im Starbucks sitzen, die Partitur vor mir, sprach mich an und fragte, woran ich arbeite. Als ich sagte, es sei eine Wagner-Rolle, lachte er laut auf und erzählte mir, sein Vater sei Wagner-Tenor an der Met** gewesen. Er fragte mich, ob ich sprachliche Unterstützung brauchen könnte. Von da an trafen wir uns dreimal wöchentlich, und er ging mit mir jedes Wort der Rolle durch. Später tat er das Gleiche für eine Strauss-Rolle, und auch noch für ein paar andere. Dank ihm verstand ich, dass es nicht genug ist, einen Deutschkurs zu besuchen, sondern dass man am besten direkt und intensiv mit Menschen spricht. Denn wenn man Amerikanerin ist und in Europa für eine deutsche Rolle vorsingt, muss es halt einfach perfekt sein (lacht). Das Italienisch fiel mir übrigens etwas leichter, weil mein Vater Spanier ist.

Hast du eine Lieblings-Arie?

Eine sehr schwierige Frage (zögert). Weisst du was? Es ist ‚In questa reggia‘ aus Puccinis Oper ‚Turandot‘. Eine Rolle, die ich extrem gern einmal spielen würde. Ich habe dafür sogar einmal in der Schweiz vorgesungen, kurz vor der Pandemie...

*italienische Mezzosopranistin, geb. 1966

**Metropolitan Opera in New York (USA)

Wow, wirklich?

Oje, warte... es war gar nicht in der Schweiz. Es war in Schweden. Tut mir leid (lacht).

(lacht) Ein Missverständnis, das nicht nur dir passiert! Ist es im Opernbereich eigentlich schwierig, freischaffend zu sein?

Ja, es ist wirklich hart. Leute wie Vladimir Chernow von der University of California oder die Sopranistin Jennifer Ann Wilson und sogar Christine Goerke von der Met sagten mir, ich könne problemlos weltweit Opernrollen bekommen. Christine Goerke schickte mich sogar zu ihrem eigenen Manager, damit er mich unterstützt, stell dir das vor! Leider hatte dieser gerade keine Kapazitäten. Die Sache mit den Managements ist kompliziert. Die Opernhäuser stellen lieber Leute an, die ein Management haben – das verstehe ich auch. Aber die Manager nehmen auch lieber Leute unter die Fittiche, die schon bekannt sind. Dabei könnten sie doch langfristig viel mehr Geld machen, wenn sie jemanden aufbauen, oder nicht? Letztes Jahr war ich mit einem Manager in London in Verhandlung. Er war sehr interessiert. Aber nun stecke ich hier fest. Es gibt viele Dinge, die auf mich warten, das ist gerade ein bisschen nervenaufreibend.

Woran arbeitest du aktuell gerade?

Ich habe gerade damit begonnen, ein paar spanische Stücke einzustudieren. Ich habe vorher noch nie spanisch gesungen – eigentlich seltsam, weil ich ja selber halb Spanierin bin. Das eine ist ein zeitgenössisches klassisches Stück von einem kubanischen Komponisten aus Los Angeles. Und mein Pianist hat mich gebeten, eine wirklich wundervolle spanische Arie einzustudieren. Und ich bin auch daran, meine eigenen Stücke aufzunehmen. Es gibt ein paar Produzent:innen aus Los Angeles und London, die daran interessiert sind. Meine Musik hat klassische Einflüsse, geht aber alles in allem eher in eine Indie-Richtung.

Leider ist Los Angeles in der Pandemie extrem restriktiv. Ich verstehe nicht, warum es nicht einmal möglich ist, ganz kleine Konzerte zu spielen. Wir entwickeln uns doch zu unglücklichen Robotern, wenn wir keine Kunst und keine Musik haben.

Du arbeitest auch an einer Video-Serie mit Stücken von weiblichen Komponistinnen. Was hat dich dazu motiviert?

Wir sprechen immer über Schubert, Stravinsky, Mahler – alles Männer. Auch im Studium, in den Fächern Musikgeschichte und Musiktheorie, haben wir immer nur männliche Komponisten analysiert. Die meisten können nicht einmal eine oder zwei Komponistinnen nennen. Das ist nicht fair! Frauen haben eine andere Sicht auf Schmerz, auf die Liebe, auf andere Gefühle. Ihre Werke sollten der

Welt gezeigt werden. Ich habe nun sehr interessante Komponistinnen aus der ganzen Welt gefunden. Zum Beispiel eine Komponistin aus England, die vom Barock inspirierte Musik schreibt, eine aus Frankreich, du aus der Schweiz und einige aus den USA. Mehrere haben mir sogar gesagt, ich solle mich melden, wenn ich bestimmte Begleitinstrumente brauche – sie würden sich gern beteiligen. Ich bin eigentlich überhaupt nicht technikaffin und habe ein bisschen Bammel vor der ganzen Sache mit den Videos. Aber ich bin davon überzeugt, dass sich die Arbeit lohnt!

Ich habe in der letzten Zeit viel über die Rolle von Künstler:innen in einer Gesellschaft nachgedacht. Was denkst du: Was kannst du der Welt zurück- oder weitergeben?

Einige Leute haben mir schon gesagt, dass sie klassische Musik nicht mochten – bis sie an ein Konzert von mir kamen. Ich glaube, eine meiner Aufgaben als Musikerin ist es, Menschen Musik zu zeigen, die nicht im Fernsehen oder im Kino kommt oder die nicht im Radio gespielt wird, und diese Musik dadurch am Leben zu erhalten. Es war schon immer mein Ziel, Leute auf gute Musik aufmerksam zu machen und ihren Horizont zu erweitern. Denn: Es kommt so oft vor, dass wir Musik hören und wir plötzlich Dinge verstehen oder neu sehen. Wenn die Musik schön genug ist, haben Menschen gar keine andere Wahl als etwas zu fühlen, vielleicht zu weinen, und sich geliebt zu fühlen.





MEHR, MEHR

von Ausgleich, Flow und Abschalten

Es ist einfach eine Auflockerung. Und es ist gesund. Man hat eine gewisse Bewegung in der Lunge beim Singen. Und die Harmonie ist schön. Wie soll ich sagen – es hebt einfach die Stimmung!

Rolf Friederich, Jodler

Es würde nicht funktionieren, wenn wir uns nicht so gut verstehen würden – wir investieren so viel Zeit! So was kann man nicht erzwingen. Ich seh's als eine Art Lottogewinn.

Gaston Perroud, Rapper

Am Sonntag Morgen gehe ich immer. Das ist heilig. Die Familie weiss, dass ich das brauche. Nach dem Reiten bin ich ausgeglichen – jeder muss seinen Ausgleich haben.

Sonja Zimmermann, Büroleiterin Autogarage

Die Inspiration, die es am Anfang braucht, habe ich immer in einer Art Trance-Zustand. Oft ist es, wenn ich gerade Auto fahre, oder haushalte, oder wenn ich extrem müde bin. Es ist nicht so, dass ich mich hinsetze und mir sage: Ok, jetzt schreibe ich über das, und dann über das.

Julie Campiche, Harfenistin

Ich kann jetzt viel freier Musik machen, und viel mehr den Moment genießen. Früher ging es mehr um mich, um all diese Fragen, bin ich gut genug, hoffentlich finden mich die anderen gut, hoffentlich gefällt ihnen das neue Stück, hoffentlich merkt niemand dass ich zu wenig geübt habe in meinem Leben, hoffentlich kann ich das spielen, was ich möchte. All das bringt ja nichts, sondern führt nur dazu, dass man schlechter spielt. Jetzt geht es um die Musik, und das ist schön.



Matthias Kohler, Saxophonist

Ja, wenn ich sechs Stunden an einem Zwei-Zentimeter-Ding herumgekratzt habe, dann möchte ich manchmal schon gerne eine grosse Rolle nehmen und damit an einer zwanzig Quadratmeter grossen Leinwand herumwerkeln (lacht). Aber nein, verleiden tut es mir nicht. Ich arbeite sehr gerne so fein und filigran.

Hans-Peter Wymann, wissenschaftlicher Illustrator

Ich bin lange mit dem Hund meiner Nachbarn spazieren gegangen und habe dann immer Gräser und kleine Pflanzen mitgenommen und zuhause gezeichnet. Eine Art pflanzliche Porträts. Es ging mir darum, genau und intensiv hinzuschauen. Etwas zu sehen, was man sonst nicht wahrnimmt.

Stefanie Beyeler, Grafikerin

Ursprünglich war es mein Plan, Therapeutin zu werden und nebenbei in einer Rockband zu singen. Aber die Musik im Chor faszinierte mich immer mehr. Ich liebte es, den professionellen Solist:innen zuzuhören, die mit uns auftraten. Wie sie sich scheinbar mühelos gegenüber dem Chor und dem Orchester durchsetzen konnten. Ihre Stimmen klangen für mich fast unmenschlich. So stark und voller Resonanz! Und plötzlich entschied ich mich dazu, für ein Solo vorzusingen. (...) Und als ich später am Konzert auf der Bühne stand, dachte ich zum ersten Mal in meinem Leben: Das ist es. Das bin wirklich ich. Es fühlte sich richtig an.

Shayne Dalva, Opernsängerin



Es mag sehr seltsam klingen... aber ich liebe es ganz einfach, Tonleitern zu spielen! Man muss dabei sehr stark auf die Technik fokussieren. Jeder Ton muss perfekt sein. Aber es ist trotzdem möglich, die Gedanken ein bisschen abschweifen zu lassen und über gewisse Dinge nachzudenken. Wenn ich richtige Musik spiele, werde ich sofort sehr emotional. Wenn ich mich also beruhigen möchte, sind Tonleitern viel besser geeignet.

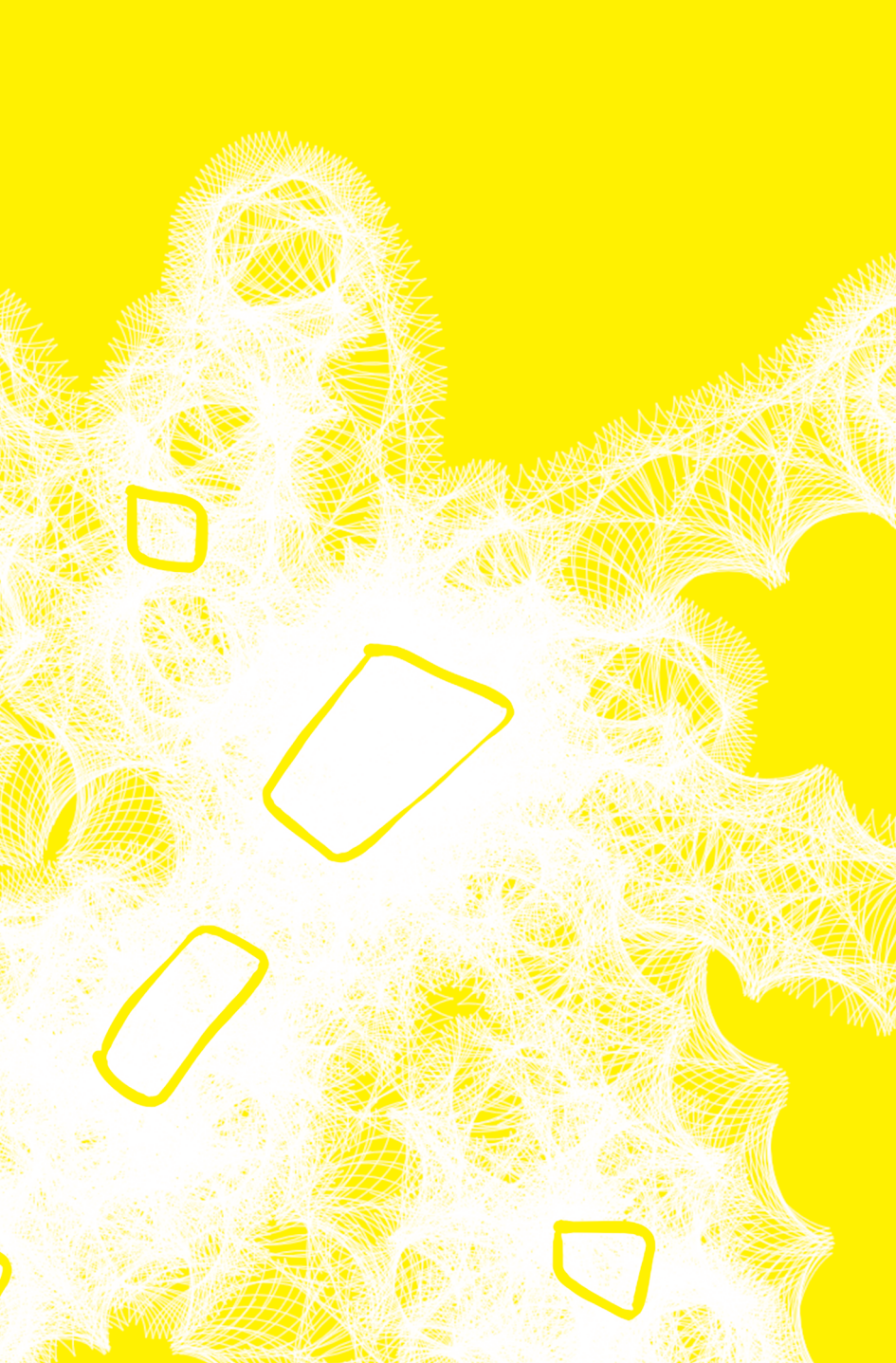
Iwona Glinka, Flötistin

Ich dachte, wir machen jetzt einfach so viel Musik, dass wir nicht merken, wie schrecklich die Situation ist.

Susanne Kessel, Pianistin

Egal ob es eine Übung ist oder ein Ernstfall, man taucht jedesmal in eine andere Welt ein. Wenn man die Uniform anzieht und mit Blaulicht und Sirene ausrückt, ist man wie in einem Film. Und raus kommt man erst wieder, wenn man nach dem Einsatz im Magazin wieder die eigenen Klamotten anzieht.

Lukas Frei, freiwilliger Feuerwehrmann



Iwona Glinka

Flötistin, Athen (Griechenland)

Du hast 2016 deine Initiative Phasma zur Förderung zeitgenössischer klassischer Musik gegründet. Was bedeutet Phasma? Ich habe ein bisschen recherchiert... kommt das vielleicht von Star Wars?

Ja, tatsächlich (lacht). Es gibt mehrere Bedeutungen. Auf griechisch bedeutet Phasma ‚Erscheinung‘. Aber Phasma ist auch ein wichtiger weiblicher Charakter aus Star Wars. Sie ist Sturmtruppen-Captain und steht der First Order-Legion vor.

Du warst zwanzig Jahre lang Soloflötistin, unter anderem im Athener Symphonieorchester. Diese Tätigkeit hast du vor einer Weile aufgegeben – weshalb?

Wenn man in einem Orchester spielt, bleibt nicht viel Zeit für anderes. Am Morgen steht man auf, dann geht man zur Probe, kommt abends nachhause, schaut eine Weile TV und geht wieder schlafen. Natürlich darf man sehr viel schöne Musik spielen. Aber vieles ist doch Routine. Zuerst nahm ich mir einfach eine Auszeit. Und als ich merkte, dass ich das Spielen im Orchester überhaupt nicht vermisste, bin ich ganz ausgestiegen.

Ich hatte es schon immer sehr schade gefunden, dass zeitgenössische Stücke oft nur ein einziges Mal gespielt werden – bei der Uraufführung. Obwohl es so viel Arbeit ist, sie zu komponieren und einzustudieren. Es gibt Stücke, die sind extrem schwierig zu spielen, so dass sich der ganze Aufwand für ein einziges Konzert kaum lohnt! Ich entschied deshalb, dass ich mich der zeitgenössischen klassischen Musik widmen wollte. Dass ich Stücke aufnehmen und mehrmals live spielen würde.

Also hast du Phasma ins Leben gerufen, und Konzertreihen wie ‚Zeitgenössische Musik beisst nicht‘.

Ja. Ich bin auch Musikwissenschaftlerin, und nenne als Beispiel immer Bach, dessen Musik erst zweihundert Jahre nach seinem Tod entdeckt wurde. Ist das nicht tragisch? Gute Musik sollte immer gespielt und gehört werden. Und ich glaube, dass die Komponist:innen, die gerade am besten bekannt sind, nicht notwendigerweise die besten sind. Heutzutage geht es vor allem ums Marketing.

Das ist so wichtig geworden. Wenn ein:e Komponist:in und das Label nicht über genügend Budget für die Vermarktung verfügen, ist es sehr schwierig.

Wir möchten Kompositionsgelegenheiten schaffen, die es Komponist:innen ermöglichen, Stücke für professionelle Musiker:innen zu schreiben – für Aufnahmen und für Konzerte.

Zu Beginn schien die Idee allerdings unmöglich umsetzbar zu sein. Ich ging zu sechzig Labels in Europa und fand kein Einziges, das interessiert war. Einige sagten, sie würden mich als Solistin unter Vertrag nehmen – aber dann hätte ich genau die Musik spielen müssen, die sie mir vorgaben. Niemand glaubte, ein Projekt mit unbekannten oder aufstrebenden Komponist:innen, wie wir es planten, würde sich gut verkaufen. Wir waren deshalb sehr glücklich, als wir Sarton Records fanden, und später das Label Naxos für den physischen Vertrieb.

Wir wollten aber nicht nur neue, eigens geschriebene Stücke von zeitgenössischen Komponist:innen aus aller Welt aufnehmen und aufführen, sondern auch etwas für unsere Heimatstadt tun. Deshalb starteten wir auch ein Festival in der polnischen Stadt Kwidzyn. Der Wunsch, neue Musik zu einem neuen Publikum zu bringen, treibt uns einfach an!

Die ganze Arbeit für Phasma passiert bei uns zuhause. Wir machen alles selber, ausser die Soundmischung – dafür haben wir gute Kontakte in ganz Europa. Mein Mann ist Komponist und hat sich für Phasma die Grundlagen grafischen Designs beigebracht. Und ich beschäftige mich mit den geschäftlichen Fragen und mit allem, was mit Recht zu tun hat. Sobald ich einmal Zeit habe, möchte ich mich den Themen Marketing und Social Media verstärkt widmen.

Das Projekt wuchs sehr schnell. Zuerst hast du eine Reihe neuer Stücke für Soloflöte gesammelt. Dann Stücke für zwei Flöten, und dann für Ensembles unterschiedlicher Grösse. Und nun nehmt ihr Stücke für Orchester ins Programm auf.

Oh ja, das war ein grosser Traum von mir! Es war extrem schwierig, ein geeignetes Orchester zu finden. Es sollte sehr gut sein, und gleichzeitig nicht zu teuer. Qualität ist uns sehr wichtig, da möchten wir keine Kompromisse eingehen. Mit dem Kalisz Philharmonic Orchestra aus Polen, das unter anderem schon einen Grammy gewonnen hat, haben wir einen idealen Partner gefunden. Was ich bisher von den Aufnahmen gehört habe, hat mir sehr gut gefallen.

Hast du noch Zeit, um Flöte zu spielen?

(lacht) Darüber habe ich in der letzten Zeit häufig nachgedacht. Es gibt einfach so viel zu tun! Und ich möchte und muss natürlich immer noch viel üben. Ich glaube, ich muss meine Bürozeiten ein bisschen reduzieren und nicht ständig E-Mails überprüfen.

Gibt es Stücke, die du gern spielst, weil sie dich trösten oder dich beruhigen?

Es mag sehr seltsam klingen... aber ich liebe es ganz einfach, Tonleitern zu spielen! Man muss dabei sehr stark auf die Technik fokussieren. Jeder Ton muss perfekt sein. Aber es ist trotzdem möglich, die Gedanken ein bisschen abschweifen zu lassen und über gewisse Dinge nachzudenken. Wenn ich richtige Musik spiele, werde ich sofort sehr emotional. Wenn ich mich also beruhigen möchte, sind Tonleitern viel besser geeignet (lacht).

Wie siehst du die Zukunft von Phasma?

Ich habe keine hochtrabenden Pläne. Ich möchte einfach all das weiterentwickeln, mit dem wir angefangen haben. Wir haben nun schon fünfzig Produktionen aufgenommen und möchten mit diesen Programmen Konzerte spielen, sobald es wieder möglich ist. Die Konzerte sind ja der Grund für Phasma. Wir möchten die Musik zu den Menschen bringen. Wenn man die Musik nur aufnimmt, in einem Studio, ist es nicht das Gleiche. Am Konzert hat man die schöne Atmosphäre, man sieht und fühlt, wie die Menschen reagieren. Das ist wunderschön.

Ich habe gesehen, dass du auch schon in der Schweiz warst?

Ja, schon häufig! Auch mit dem Orchester. Als ich noch ganz jung war, haben wir einmal an der Musik-Akademie Basel gespielt. Ich war ziemlich frech damals und habe einfach gefragt, wer denn hier der oder die beste Flötendozent:in sei. Natürlich nannten alle Peter-Lukas Graf*. Ich dachte darüber nach, hierher zu ziehen und bei ihm zu studieren, aber ich hatte Angst, nicht mehr nach Polen zu meinen Eltern zurückkehren zu können. Ich hatte einen Pass, aber sie nicht. Ich habe Graf dann ein paar Jahre später an den Sommerkursen an der Lenk kennen gelernt, und habe bei ihm Unterricht genommen, als er nach Italien ging. Er ist der Beste – das finde ich immer noch. In der Schweiz hat es mir übrigens sehr gut gefallen, besonders auch an der Lenk! Die frische, saubere Luft, die Berge. Es war einfach wundervoll.

*Schweizer Flötist (*1929)

Susanne Kessel

Pianistin, Bonn (Deutschland)

Du hast im letzten Jahr wahnsinnig viel auf die Beine gestellt. Unterscheidet sich dein jetziger Alltag von dem vor der Pandemie?

Eigentlich kaum. An den Vormittagen unterrichte ich Schüler:innen übers Internet. Danach ist Zeit für Organisatorisches wie die Vorbereitung von Konzerten und Projekten, nachmittags unterrichte ich wieder und übe sehr viel. Aktuell habe ich allerdings organisatorisch sehr, sehr viel zu tun – seit einem Jahr veranstalte ich zum Beispiel wöchentlich zwei Konzerte über Zoom. Die Schüler:innen können vor Publikum spielen, wann immer sie möchten – sobald wir das Gefühl haben, ein Stück sei einigermaßen bereit, können sie es vorspielen und mit dem Publikum teilen. Die meisten kannten sich schon vorher, aber nun sind sie natürlich noch viel stärker zusammengewachsen. Und ich habe einen Singkreis gestartet, immer am Sonntag singen wir gemeinsam. Da machen meine Schüler:innen mit ihren Eltern mit, aber es klinken sich auch andere Menschen aus anderen Städten und Ländern ein. Seit dem letzten Jahr spiele ich auch Eins-zu-eins-Präsenzkonzerte für eine Person oder einen Haushalt, zum Beispiel im Beethoven-Haus. Nebenher habe ich auch sehr viele Werke im Tonstudio aufgenommen.

Vor kurzem hast du dein Mammutprojekt ‚250 piano pieces for Beethoven‘ beendet – dafür haben schlussendlich 260 Komponist:innen aus 47 Ländern in unterschiedlichsten Stilen je ein Klavierstück komponiert, das von Beethoven inspiriert ist. Wo kommen dir die Ideen für all diese Projekte, liegst du nachts wach?

Gottseidank nicht... (lacht). Es sind meist äusserliche Anlässe. Wenn man in einer Stadt wohnt und dort aktiv am Kulturgesehen mitwirkt, gibt es ja Geburtstage und Feierlichkeiten, und sobald so eine Aufgabe im Raum steht, kommt bei mir oft schnell auch eine Idee. Beim Beethoven-Projekt ging es ja um Beethovens 250. Geburtstag, und Beethoven wurde in Bonn geboren. Und mein neuestes Projekt ‚Pianoscreens‘ ist eine Sammlung neu komponierter vierhändiger Stücke für Klavier, die von zwei Spieler:innen über Videoverbindung gespielt werden können. Ich dachte einfach, es ist schade, wenn jetzt alle nur noch allein spielen können, das macht uns doch einsam! Deshalb habe ich eine Reihe von Stücken in

Auftrag gegeben, die sich für diese Situation eignen – sie sind alle mit der Latenz spielbar, die es an einer Videokonferenz halt gibt.

Du sagst, deine Schüler:innen kennen sich untereinander gut, zum Teil schon länger. Sie sind also eine richtige Community. War das von Anfang an dein Ziel?

Eigentlich nicht direkt. Ich gebe Einzelunterricht. Aber ich bin sehr engagiert, wenn es darum geht, Menschen mit Musik zusammenzubringen. Ich bin offen für alles, was sich entwickelt. Wenn sie mich fragen, lass uns doch ein Konzert spielen, oder kann ich einmal mit dieser Schülerin ein Stück einstudieren, dann soll der Raum dafür da sein. Die Idee der wöchentlichen Konzerte hat sich unter dem Druck der starken Einsamkeit in der Coronazeit entwickelt. Ich dachte, wir machen jetzt einfach so viel Musik, dass wir nicht merken, wie unangenehm die Situation ist. Und es hat sich dann so gut entwickelt, dass wir nicht mehr aufgehört haben. Natürlich ist es wahnsinnig viel Arbeit, aber wenn man weiss was es bewirken kann, für die Menschen und für die Kultur, macht man sich diese Arbeit gerne. Es ist schön zu sehen, wie viele Menschen diese kleinen Konzerte glücklich machen, wie viele Verwandte endlich auch mal teilnehmen können, sogar Familienmitglieder der Schüler:innen in anderen Städten und Ländern, oder auch meine Klavierkolleg:innen in den USA.

Haben sich die Vorlieben der Schüler:innen verändert, seit sie so viele Konzerte spielen? Möchten sie vielleicht mehr romantische Musik spielen?

Das ist natürlich grundsätzlich immer ein Thema. Sie spielen einfach gerne das, was sie kennen – Chopin und Beethoven zum Beispiel. Meine Aufgabe als Pädagogin ist es dann, ihren Horizont zu erweitern. Im Moment arbeiten wir an einem Bonner Programm. Da kommen Beethoven, Schumann, Brahms und Liszt zwar auch vor, aber zwei Drittel der Beteiligten sind lebende Bonner Komponist:innen, die bei den Zoomkonferenzen auch live dabei sind. Meine Schüler:innen sind alle relativ offen, und jetzt haben sie durch die Videokonzerte so viel Publikum, dass sie wie Profis denken und gar nicht mehr ausschliesslich auf ihren eigenen Geschmack fokussieren. Aktuell studieren wir gerade ein Stück für ‚beliebig viele Klaviere‘ ein. Ich schaue mal, wie viele Schüler:innen tatsächlich mitmachen – womöglich spielen am Ende alle dreissig das Stück vor. Da überlegt niemand mehr, ob ihm oder ihr das Stück gefällt, sondern sie sind einfach alle total überwältigt davon, wie sich gemeinsam ein fantastischer Klang entwickelt.

Hat sich denn bei dir selber etwas verändert, zum Beispiel durch deine Reihe von Kleinstkonzerten mit einem Publikum von einer oder zwei Personen?

Ich spiele gerne Konzerte – aber diese Konzerte im ganz kleinen Kreis finde ich schon ganz besonders reizvoll. Das ist so persönlich und so intensiv! Vielleicht löst sich diese spürbare Intensität auch wieder auf, aber ich habe das Gefühl, dass durch die Pandemie viel Oberflächlichkeit abgestreift werden konnte. Das erste Konzert in einem solch intimen Rahmen habe ich im April 2020 gespielt. Die Person brach schon nach drei oder vier Takten in Tränen aus, es war Wahnsinn. Wir standen in dieser ersten Zeit ja alle unter Schock, und da löste sich sofort etwas. Es war wie eine Erlösung, Musik live zu erleben – aber es wurde einem gleichzeitig auch schmerzlich bewusst, was da gerade alles verloren geht. Ich glaube, es wurde uns allen bewusst, wie sehr wir Kultur brauchen. Und einander.

Ich bin mir seit der Pandemie bewusster geworden, wo ich lebe. Bei dir war die Verwurzelung mit Bonn schon immer ein Thema, oder?

Ja! Ich bin Bonnerin in vierter Generation. Die Stadt hat sich natürlich verändert. Die Zeit, als Bonn Bundeshauptstadt war, das waren goldene Zeiten. Aber wir haben hier auch heute noch eine ganz tolle Kulturbürgerschaft, die unglaublich zusammenhält. Das habe ich noch nirgendwo sonst gesehen. Für die 250 piano pieces suchte ich pro Stück je einen Notenpaten oder eine Notenpatin, und es gab gar nie Zweifel daran, ob das klappen würde. Wir halten hier alle zusammen.

Findest du, es gehört sich, dass man etwas für seinen Wohnort, seine Stadt macht?

Auf jeden Fall – das ist genau mein Ansatz! Man hat in jedem Beruf eine Aufgabe. Die Aufgabe von Künstler:innen ist es nicht, sich zu sonnen, sondern die Kultur aktiv zu gestalten. Nicht nur um Karriere zu machen und Geld zu verdienen. Wir haben eine Funktion! Sonst ist es nur ein Kreisen um sich selbst, das nicht vielen Menschen etwas bringt. Die Aufgabe als Künstler:in beinhaltet vieles. Natürlich müssen wir sehr viel üben, wir müssen den ständig wachsenden Weltstandards zu entsprechen versuchen. Das kostet viel Kraft und Arbeit. Aber das Organisieren von Projekten, die Telefongespräche, das Klinkenputzen, das Post wegbringen, gehören auch dazu. Das ist eine ganz profane, bodenständige Arbeit, weil wir eine Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber haben. Weil Kultur etwas Lebendiges ist, das am meisten Spass macht, wenn man es gemeinsam gestaltet.

Das klingt einleuchtend... kennst du viele, die so denken? Hast du ein Netzwerk?

Ich habe ein sehr ausgeklügeltes Netzwerk aus Menschen, die andere Dinge können als ich. Bei mir hat es sich herauskristallisiert, dass ich sehr gern Komponist:innenprojekte betreue, also Komponist:innen anrege, wie zum Beispiel dich, etwas zu schreiben und zu schauen, dass es verlegt wird. In Bonn gibt es eine Reihe von Leuten, mit denen ich gerne arbeite, von der Stadt, vom Beethovenfest, oder einfach Künstler:innen. Was mich nervt, ist ein Prestigedenken. Es gibt viel mehr hervorragende Künstler:innen als nur die, die ‚bekannt‘ sind. Es ist oft nur eine Momentaufnahme, wer den ersten Preis in einem Wettbewerb bekommt. Wenn aber jemand von seiner Musik lebt, und das schon seit Jahren oder sogar Jahrzehnten, dann heisst es doch, dass seine Musik offensichtlich gebraucht und geschätzt wird, und dass man ihn oder sie ernst nehmen kann – dass es seine Arbeit wert ist, gespielt und verlegt zu werden. Die Künstler:innen ernst zu nehmen, das vermisste ich oft unter Kolleg:innen. Sie haben ihre paar Namen, und alle anderen interessieren sie nicht. Lasst uns doch zuerst einmal gemeinsam arbeiten und dann schauen.

In den letzten Jahren ist Diversität auch in der klassischen Musik zum Thema geworden. Wie denkst du darüber?

Das hat mich vor allem früher sehr beschäftigt. Hier in Bonn lebte ja Robert Schumann für eine Weile in der Nervenheilanstalt, deshalb verehren wir hier Robert und seine Frau Clara Schumann ganz besonders. Beide liegen fünfhundert Meter von mir entfernt auf dem Friedhof. Ich habe mich schon als Kind gefragt, warum man Clara weniger kennt als Robert. Mir war rasch klar, dass die Tatsache, dass es überall so viel mehr Männer gibt, unfassbar menschen- und hausgemacht ist. Es ist doch logisch: Wenn eine Frau nicht oder nicht gut ausgebildet wird, kann sie keine Komponistin werden! Und diejenigen, die gut ausgebildet waren, wurden dann unter den Teppich gekehrt und mussten doch kochen. Das betrifft ja auch alle anderen Berufe. Aber ich muss wirklich sagen, Bonn war schon immer eine offene, bunte Stadt, besonders als sie Bundeshauptstadt war. Beim Thema Frauen waren wir viel schneller viel weiter als andere Städte.

Wenn du unbegrenzt Zeit und Geld hättest – was für ein Projekt würdest du umsetzen?

Das kann ich fast nicht beantworten (lacht). Ich glaube, weder Zeit noch Geldmangel kann einen davon abhalten, die coolsten Projekte zu machen. Bei den ‚piano pieces‘ bin ich mit Null Geld rein, und mit einer Null wieder raus. Man

findet immer Zeit, und man findet immer Geld! Ich hab bisher immer alles durchgesetzt, was ich gerne machen wollte. Diese Woche habe ich die Sammlung mit den ‚Pianoscreens‘ veröffentlicht, und jetzt gucke ich mal, was als Nächstes kommt. Vielleicht Projekte mit Schüler:innen, mit denen man dann noch kreativer an die Öffentlichkeit gehen kann. Ich möchte alle ermutigen: macht einfach! Die Idee ist das Zentrum, und alles andere kommt dann nach.

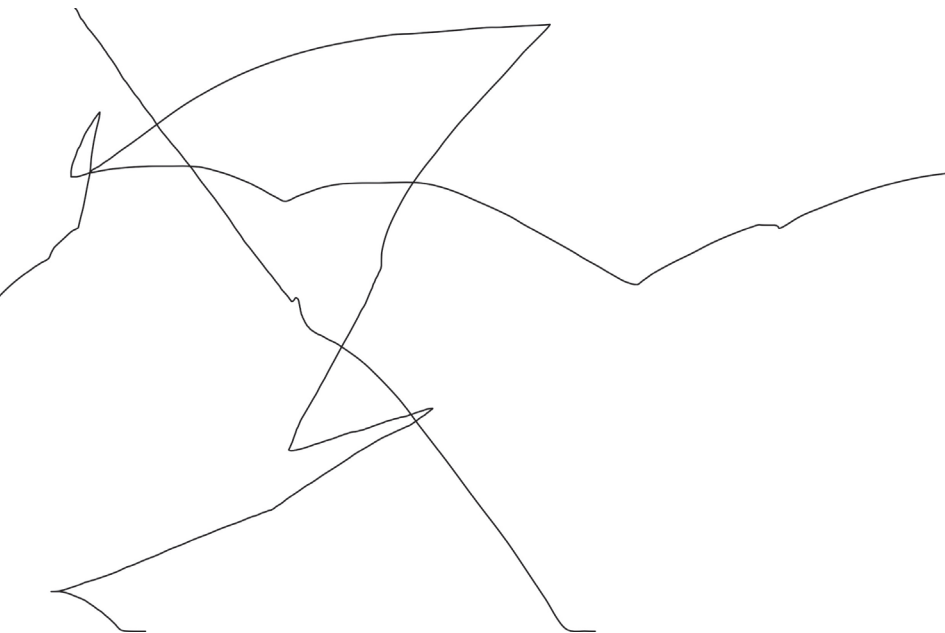
Hast du ein Lieblingsstück?

Ich spiele seit der Pandemie unheimlich gerne Bach.

Interessant! Ich auch. Und es geht glaube ich gerade vielen so!

Ja, der ist bei dir als Jazzmusikerin wohl sowieso schon immer ein Thema, der Bach, oder? (lacht) Es ist halt wirklich die Essenz. Das liebe ich so bei den Eins-zu-eins-Konzerten. Da geht es nicht darum, sich zu zeigen oder sich zu treffen, oder welche Klamotten man trägt. Es geht nur um die Kunst – und dann landet man halt einfach immer wieder bei Bach. Ich bin überhaupt keine Spezialistin für Bach, dafür müsste man jahrzehntelang Bach gespielt haben. Ich mache das eher für mich selbst.

Eigentlich ist es in meinem Leben oft so, dass ich ein Stück in Auftrag gegeben habe, und das ist dann für einen gewissen Zeitraum alles. Man vergisst alles andere, weil man es irgendwann besonders gut kann und es deshalb auch sehr liebt. Das ist dann meine Realität.



OPEN HOUSE

Wofür es Kunst gibt

Ich glaube, eine meiner Aufgaben als Musikerin ist es, Menschen Musik zu zeigen, die nicht im Fernsehen oder im Kino kommt oder die nicht im Radio gespielt wird, und diese Musik dadurch lebendig zu halten. Es war schon immer mein Ziel, Leute auf gute Musik aufmerksam zu machen und ihren Horizont zu erweitern. Denn: Es kommt so oft vor, dass wir Musik hören und wir plötzlich Dinge verstehen oder neu sehen. Wenn die Musik schön genug ist, haben Menschen gar keine andere Wahl als etwas zu fühlen, zu weinen, und sich geliebt zu fühlen.

Shayne Dalva, Opernsängerin

Ich wollte die Musik auch schon an den Nagel hängen. Aber unterdessen weiss ich: die Musik scheint mein Daseinszweck zu sein. Ich bin hoffnungsloser Idealist, ich bin philosophisch veranlagt, und bin sehr dankbar für die Musik, dank der ich mit Menschen in Austausch kommen kann, und mit der ich meine Wahrheit mitteilen kann. Ich wünschte, dass jeder Mensch so etwas erfahren könnte. Dass jeder etwas findet, das ihn in einen Flow bringt, wo er oder sie ganz bei sich ist, und nicht einfach ein Rädchen, das arbeiten und konsumieren muss. Ich versuche das für mich zu erreichen. Und irgendwie glaube ich, dass die Menschen in meinem Umfeld das auch mitbekommen, und sie merken, dass das nicht nur uns Musiker:innen vorbehalten ist, sondern dass sie das auch tun könnten. Auch wenn es nur eine halbe Stunde ist pro Tag, die sie sich dann für sich ganz allein nehmen.

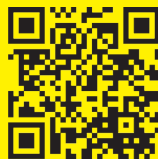
Urs Vögeli, Gitarrist

So wie ich es mitbekommen habe, hat das Album auch einige Menschen berührt, und das ist doch eigentlich unsere Aufgabe? Aber am Schluss geht es natürlich einfach darum, mit einer künstlerischen Geste Leute zu erreichen.

Matthias Kohler, Saxophonist

Das erste Konzert in einem solch intimen Rahmen habe ich im April 2020 gespielt. Die Person brach schon nach drei oder vier Takten in Tränen aus, es war Wahnsinn. Wir standen damals ja alle unter Schock, und da löste sich sofort etwas, es war wie eine Erlösung, Musik live zu erleben – aber es wurde einem gleichzeitig auch schmerzlich bewusst, was da gerade alles verloren geht. Ich glaube, es wurde uns allen bewusst, wie sehr wir Kultur brauchen. Und einander.

Susanne Kessel, Pianistin



Unter Gehörlosen in der Schweiz kennt man sich sehr gut. Der Austausch mit Gaston ermöglicht es mir, einen grösseren Blickwinkel zu bekommen, und auch mal die Perspektive zu wechseln. Das war für mich eine interessante Erfahrung. Ich glaube, ich war früher sehr eng, auch in meinem Denken und Fühlen. Davon konnte ich mich mehr und mehr lösen. Das hat mit unserer gemeinsamen Arbeit zu tun, mit der Musik. Das war eine sehr wichtige Erfahrung für mich und hat mir vieles eröffnet.

Rolf Perrollaz, Gebärdensprachpoet

Man hat in jedem Beruf eine Aufgabe. Die Aufgabe von Künstler:innen ist es nicht, sich zu sonnen, sondern die Kultur aktiv zu gestalten. Nicht nur um Karriere zu machen und Geld zu verdienen. Wir haben eine Funktion! Sonst ist es nur ein Kreisen um sich selbst, das nicht vielen Menschen etwas bringt.

Susanne Kessel, Pianistin

Es braucht Geschichten. Man muss einander zuhören, einander von sich erzählen. Ich glaube, da kann Kunst sehr viel bewirken. Sie kann sichtbar machen: wer wohnt eigentlich auch noch alles da? Wenn man die Geschichte eines Menschen hört, fällt es einem schwerer, an Vorurteilen festzuhalten.

Annemarie Berlinger-Staub, Gemeindepräsidentin

Sonali Ranjit & Vaishnav Balasubramanian

Gründungsteam von WindowSwap (Singapur)

Ihr habt WindowSwap im Juni 2020 gestartet – indem ihr eure Freunde um zehnminütige Videos von der Aussicht aus ihren Wohnungen oder Häusern gebeten habt. Heute wird eure Seite monatlich von Hunderttausenden Menschen besucht. Wusstet ihr schon von Anfang an, dass das eine grosse Sache wird?

Vai: Wir hatten sehr Freude an der Idee, aber wir wussten natürlich nicht, ob es anderen auch so gehen würde. Wir hatten in Singapur einen sehr strengen Lockdown. Nur eine Person pro Haushalt durfte die Wohnung pro Tag verlassen, und dies dann während maximal fünfzehn Minuten. Wir haben also schlichtweg versucht, unsere Zeit sinnvoll zu nutzen. Es war auch das erste Projekt, an dem wir gemeinsam arbeiteten. Wir sind beide im Bereich Marketing tätig – bis vor kurzem galt dort die Grundregel, dass Videos höchstens eine Minute lang sein sollten. Heute sind es sogar nur noch wenige Sekunden. Wir entschieden aber, etwas komplett anderes zu machen – mit diesen langen Videos, wo grundsätzlich einmal gar nichts passiert. Es war ein Schritt in eine komplett andere Richtung. Nach einer Weile begannen uns Leute auf Reddit oder TikTok Kommentare zu hinterlassen, wie beruhigend die Videos für sie seien.

Ihr investiert viel freie Zeit in das Projekt. Und WindowSwap hat sich in den letzten Monaten stark entwickelt. Wie ist das für euch?

Sonali: Es macht uns richtig glücklich! Zu Beginn dachten wir, WindowSwap wäre einfach ein Weg zu reisen, ohne das Haus zu verlassen. Aber wir haben gemerkt, dass es unterdessen für viele Menschen zu einem täglichen Ritual geworden ist, auf die Seite zu gehen, während oder nach der Arbeit, in einer Pause, wenn sie gestresst sind oder nicht schlafen können. Es ist für viele ein Ort der Meditation geworden. Und das ist einfach so wunderbar! Wir möchten WindowSwap gerne in diese Richtung weiterentwickeln. Es fühlt sich sehr gut an, dass Leute Freude daran haben. Dass es ihnen etwas gibt.



Ihr habt nun auch eine Art Plattform für künstlerische Kollaborationsprojekte gestartet. Wie kam das?

Sonali: Die Idee kam eigentlich von dir und von ein paar anderen Leuten, die von Fenstern auf WindowSwap inspirierte Kunstwerke geschaffen haben*. Neben deinem Musikstück gab es auch schon ein Poesie-Festival, für das die Fenster ein Ausgangspunkt war. Und es gibt ganz viele Urban Sketchers, die sich sonst draussen zum Skizzieren verabreden, und dies aktuell online tun, weil es draussen nicht geht. Sie zeichnen nun einfach die Fenster auf WindowSwap. Und einige Schriftsteller:innen haben Kurzgeschichten über die Person geschrieben, durch deren Fenster sie in die Welt hinausschauen. Auch das ist schlicht wunderbar! Deshalb haben wir entschieden, solchen Werken auf der Seite Platz einzuräumen.

Ihr seid viel gereist und habt auch schon in verschiedenen Ländern gelebt. Habt ihr selber ein Lieblingsfenster? Oder gibt es ein Land, das ihr nun gerne bereisen möchtet, nachdem ihr es durch WindowSwap kennen gelernt habt?

Sonali: Welches war deines?

Vai: Chile, denke ich.

Sonali: Oh ja! Ich würde auch Lateinamerika nennen. All die Fenster, die wir von dort zugeschickt bekommen, sind so schön. So eine interessante Mischung aus urbaner Architektur und schneebedeckten Bergen im Hintergrund. Und die Musik, die sie hören, klingt sehr schön (lacht).

Vai: Mein zweiter Favorit wäre wohl Kanada. Kanada als Nation klingt sehr friedlich. Die Antworten, die wir von Menschen aus Kanada bekommen, sind sehr, sehr freundlich, sie scheinen dort alle sehr nett zu sein.

Sonali: Neuseeland hat natürlich extrem schöne Aussichten zu bieten. Aber ein Land, das sich für mich wirklich von den anderen abhebt, ist der Iran. WindowSwap hat mein Bild des Iran sehr verändert. Wir haben so schöne Fenster von dort, mit wundervollen Gärten und auch wieder schneebedeckten Berglandschaften. Das Bild, das wir uns aufgrund von Medienberichten vom Iran machen, ist ein ganz anderes. Die Fenster geben uns einen Eindruck vom täglichen Leben im Iran, von dem man in Zeitungen nicht liest.

Vai: Das Gleiche gilt für Pakistan. Es muss dort so schön sein!

*Nachdem ich in einem Zeitungsartikel von ‚WindowSwap‘ gelesen hatte, kontaktierte ich Sonali und Vai und fragte sie, ob sie vielleicht Interesse an einer Zusammenarbeit in Form eines Videos hätten. Ich schickte Ihnen ein kleines Stück von mir, das Julie Campiche (Interview Seite 38) interpretiert und das ich mit Aufnahmen aus meinem digitalen Lockdown-Chorprojekt mit Sängerinnen aus der Region Bern ergänzt hatte. Sonali, Vai und Cinematographin Uttara Krishnadas aus Mumbai stellten 50 Fensteraussichten zusammen, die zu dieser Musik passten. Das Video ist auf der Website von WindowSwap sowie unter www.aniciakohler.ch/media zu finden.

KAPITEL IV: VOR DER HAUSTÜR





Rolf Friederich

Sänger im Jodlerklub Könizbärg, Köniz (CH)

Du bist seit 55 Jahren Mitglied im Jodlerklub Könizbärg. Eine beeindruckend lange Zeit! Kannst du dich an deine erste Chorprobe erinnern?

Nein, an die erste Probe kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiss einfach dass das im heutigen Restaurant Landhaus Liebefeld war, wo wir damals unser Übungslokal hatten. Wir haben uns dort jeweils versammelt, haben geprobt und anschliessend in der Gaststube ein Bier getrunken.

Wie war es im letzten Jahr – konntet ihr überhaupt proben?

Nein. Dass wir plötzlich nicht mehr singen durften, war sehr traurig. Unsere Dirigentin hat uns dann über WhatsApp Töne angegeben, damit wir stimmenweise mitsingen oder mitsummen konnten. Wobei das natürlich etwas komplett anderes ist. Die Kameradschaft fehlt schon sehr. Es war schon sehr mühsam.

Gab es in deiner Zeit im Jodlerklub schon einmal eine solche Pause?

Nein. Einen solchen Unterbruch gab es sonst nie.*

Was bedeutet dir das Singen?

Es ist einfach eine Auflockerung. Und es ist gesund. Man hat eine gewisse Bewegung in der Lunge beim Singen. Und die Harmonie ist schön. Wie soll ich sagen – es hebt einfach die Stimmung!

Hast du ein Lieblingslied?

Nein, eigentlich nicht. Es gibt manchmal Momente, wo man gerade ein Lied übt und es dann ganz wunderbar findet. Und wenn ich am Radio jemandem Glückwünsche sende, dann wünsche ich immer das Lied ‚Nöis Läbe‘**. Es passt für fast jede Situation!

Am Anfang war der Jodlerklub Köniz ein Männerchor. Jetzt sind auch Frauen dabei. Wie kam es dazu?

Früher hiess es immer, wir seien ein reiner Herrenklub. Als vor etwa zwölf, dreizehn Jahren unser Dirigent aufgehört hat – der war Jutzer und konnte die Jodel-

*Eine längere Pause gab es gemäss der Jubiläumsschrift von 1985 bisher nur einmal: nämlich während des Zweiten Weltkriegs

**eine Komposition des Berner Jodlers und Komponisten Hannes Fuhrer

stimmen übernehmen – haben wir eine Dirigentin gefunden. Sie hat dann auch Sängerinnen gebracht. Nun sind wir total fünf Frauen und elf Männer. Es ist halt nicht jeder ein Jodler! Man sagt zwar, i gah go jodle, aber es gibt den ersten und zweiten Tenor und den ersten und den zweiten Bass. Diese singen einfach wie in einem normalen Männer- oder gemischten Chor. Und oben singen die Jutzer.

Die Jutzerstimmen sind also sehr hoch.

Jawohl, das ist alles Kopfstimme. Das kann nicht jeder. Das ist der Grund, warum wir auch Frauen im Chor haben – weil es schwierig ist, Jutzer zu finden. Wenn einer das kann, ist er ein Naturtalent. Das gibt es nicht alle Tage. Wie dieser Ivan Rebhoff*. Das ist ja sehr eindrücklich.

Worum geht es in Jodelliedern?

Vielfach geht es um Landwirtschaft. Und um Jahreszeiten. Um Kameradinnen und Kameraden. Einfach um alles, was aus dem Leben gegriffen ist.

Könnte es auch einen Jodel geben, wo es um Architektur ginge, um das Leben auf einer Baustelle, wie Sie es im Beruf erlebt haben?

Nicht unbedingt. Jodellieder sind eher landschaftlich gemeint, nicht technisch. Es geht mehr um Gemütsregungen.

Könnte man einen Jodel über das Meer schreiben? Würde das passen?

Eigentlich weniger. Einfach weil man sich ein Echo vom Meer schlecht vorstellen kann. In den Bergen hat man halt das Echo. Der Jodel gehört einfach in die Bergwelt, dünkt es mich. Er kommt ja auch vom Bauernstand, der allabendlich in die Berge hinausrief und Freude hatte an den schönen Klängen, die zurückkamen.

Wie lange kann man jodeln? Gibt es einen Moment im hohen Alter, wo man merkt, dass die Stimme langsam schwächer wird?

Normalerweise kann man bis zum Lebensende singen. Die Stimme wird einfach ein bisschen dünner. Es gibt einige die sagen, sie könnten nicht mehr singen, und die dann aufhören. Aber ich sage, man kann sicher bis neunzig mitmachen. Oder auch länger.

*geboren als Hans-Rudolf Rippert (1931 – 2008), berühmt geworden für seine Stimme, die vom Bass- bis ins Sopranregister reichte

Was denkst du, wird das bei dir auch so sein?

Ich könnte es mir schon vorstellen. Aber wenn ich daran denke, dass wir keine Jungen mehr finden, die sich verpflichten möchten, dann frage ich mich, ob ich irgendwann einfach alleine mit mir singen muss (lacht).

Auch der Eidgenössische Jodler-Verband erwähnt auf der Website das Problem des fehlenden Nachwuchses. Das scheint also vielerorts ein Thema zu sein. Tut ihr etwas Konkretes, um neue Mitglieder zu gewinnen?

Eine Zeit lang haben wir in Geschäften Plakate aufgehängt: Komm doch auch singen, du kannst es auch, singen kann jeder! Das stimmt wirklich, singen kann jeder. Der eine ist dann vielleicht ein Solist, der jodeln kann, und der andere singt einfach mit. Normalerweise bringt man fast gar jeden zum Singen. Aber wollen muss man halt! Und es ist auch eine Aufgabe, jeden Montag an die Probe zu kommen. Normalerweise könnten wir jetzt ja gar kein Interview führen.

Das stimmt, es ist Montag Abend! Wärt ihr normalerweise schon im Bier?

Nein, wir proben bis kurz vor zehn Uhr. Bier gibt es erst danach.
(beide lachen)

Könnte eigentlich auch jemand zu euch singen kommen, der oder die nicht Deutsch kann?

Ja sicher! Man muss halt einfach berndeutsch singen lernen. Aber das bekommt man schon hin.

Ihr seid da also sehr offen.

Auf alle Fälle. Wir nehmen alle, die singen möchten, mit Freuden!



LUEGET

Wo wir leben

Es ist einfach so herzlich hier [in Thun]! Wenn man durch die Hauptgasse läuft... es ist einfach total hübsch. Von der Wohnung aus haben wir eine Aussicht auf den Niesen, das ganze Panorama. Mir gefällt es wahnsinnig gut hier.

Stefanie Beyeler, Grafikerin

Alle in meiner Generation sind aus Langenthal weggezogen, nach Zürich, nach Bern. Ich sehe schon, dass es vom Netzwerk her Sinn macht. Aber ich bin so schnell überall, in Bern, in Basel, in Biel, ich habe meine Auftritte und komme zurück. Innerhalb der Schweiz fühle ich mich recht kosmopolitisch.

Valerio Moser, Slam poet

Bei uns rennt der Fuchs durch den Garten, und der Dachs gräbt mir den Rasen um. Ich bin gar nicht ein Stadtmensch. Köniz geht grad knapp noch (lacht). Aber auf dem Land fühle ich mich wohler.

Sonja Zimmermann, Garagenfrau

Ich bin Bonnerin in vierter Generation. Die Stadt hat sich natürlich verändert. Die Zeit, als Bonn Bundeshauptstadt war, das waren goldene Zeiten. Aber wir haben hier auch heute noch eine ganz tolle Kulturbürgerschaft, die unglaublich zusammenhält. Das habe ich noch nirgendwo sonst gesehen. (...) Wir halten hier alle zusammen.

Susanne Kessel, Pianistin



Es gibt schon schöne Orte auf der Welt. Wenn es sich ergibt, machen wir gerne Reisen, mein Mann und ich. Letztes Jahr waren wir in Dubai. Das war sehr eindrücklich. Aber eben. Woanders leben möchte ich nicht. Ich bin wohl hier.

Anita Zahnd, Landwirtin

Für mich schliesst sich hier der Bogen zur Oldtime-Musik – damals war Musik etwas Lokales. Tonträger gibt es erst seit etwa hundert Jahren. Früher musste man an einen Ort gehen, wo Musik aufgeführt wird! Und das wäre ja eigentlich immer noch der Kern der Sache.

Urs Vögeli, Gitarrist

Vielfach geht es um Landwirtschaft. Und um Jahreszeiten. Um Kameradinnen und Kameraden. Einfach um alles, was aus dem Leben gegriffen ist.

Rudolf Friederich, Jodler

Ich habe sehr den Zugang zu älterer Schweizer Musik gefunden, also alles vor dem zwanzigsten Jahrhundert. Ich mag auch Tanzmusik und bin gern ab und zu an einer Stubete dabei. Es gibt sehr coole Ländler!

Ich finde eher, je mehr Musik man macht, umso offener wird man für alles andere. Und das wiederum könnte dann schon ja auch etwas Schweizerisches sein, nicht?

Nayan Stalder, Hackbrettspieler

Oje, warte... es war gar nicht in der Schweiz. Es war in Schweden. Tut mir leid!

Shayne Dalva, Opernsängerin

Lukas Frei

freiwilliger Feuerwehrmann, Köniz (CH)

Wie lange bist du schon bei der Feuerwehr?*

2017 habe ich angefangen. Ein Jahr später bin ich dann definitiv aufgenommen worden. Man fängt als Rekrut an und muss sich zuerst bewähren, es gibt Gesundheitstests und weitere Abklärungen, und wenn feststeht, dass man wirklich geeignet ist, wird man nach einem Jahr definitiv aufgenommen.

Was hat dich dazu motiviert, bei der Feuerwehr einzusteigen?

Mein Sohn und ich waren einmal an einem Feuerwehrfestli in Wabern**. Dort kam jemand auf mich zu und fragte mich, ob es uns gefalle. Sehr, sagte ich, mein Sohn sei ein grosser Feuerwehrfan. ‚Und Sie, sind Sie nicht Fan?‘, fragte er. Und ich sagte, doch, eigentlich schon! Er erwähnte, dass sie noch Leute gebrauchen könnten. Zuerst dachte ich, das käme für mich nicht in Frage, weil ich als Lehrer und Familienvater nicht einfach jederzeit sofort losrennen kann, wenn ein Alarm kommt. Aber ich habe dann gemerkt, dass das für viele andere auch nicht zutrifft, und dass man einen Einsatz auch ablehnen kann, weil immer zu viele aufgeboden werden.

Was geht in dir vor, wenn ein Alarm hereinkommt?

Man bekommt ein Alarmsheet auf dem in etwa steht, worum es geht. Es gibt unterschiedliche Alarme – man sieht also sofort, ob es um ein grosses oder nur ein kleines Feuer geht. Je nachdem was da aufgelistet ist, ist man mehr oder weniger auf Nadeln. Wenn es Wasserwehr ist, muss man sich nicht ganz so stark beeilen, vielleicht steht ein Keller unter Wasser oder irgendwo läuft etwas aus. Grundsätzlich geht mir immer durch den Kopf: Hoffentlich mache ich dann alles richtig, hoffentlich klappt alles, hoffentlich sind wir schnell genug, und hoffentlich sind keine Menschen in Gefahr. Das Adrenalin schiesst schon ein. Das merke ich wenn ich das Haus verlasse. Es geht immer ratzfatzt, ich lasse alles liegen und lasse alle Türen offen. Alles dreht sich nur noch darum, so schnell wie möglich ins Magazin zu kommen.

*Nicht nur die Armee, sondern auch die Feuerwehr setzt in der Schweiz auf ein Milizsystem. Verantwortlich sind Gemeinden und Kantone. Im Kanton Bern gibt es 145 Feuerwehren mit rund zehntausend freiwilligen Feuerwehrangehörigen.

**ein Ortsteil der Gemeinde Köniz

Ziehst du deine Uniform schon zuhause an oder erst im Magazin?

Ich habe eine Dienstuniform zuhause. Diese brauchen wir aber nur selten. Die Brandschutzausrüstung ist im Magazin. Die ist sehr schwer. Damit könnte man nicht Velo fahren.

Ihr trefft euch regelmässig für gemeinsame Übungen. Da gibt es sicher eine hohe soziale Komponente?

Ja, sicher. Das war bei mir aber nicht die Hauptmotivation fürs Engagement in der Feuerwehr. Mich interessierte das Technische, das Handwerk – man durchläuft zu Beginn eigentlich eine Maschinistenausbildung – und dass man helfen kann. Dass ich etwas für die Gemeinde tun kann, in der ich wohne. Das Soziale hat sich danach ergeben. Es ist natürlich cool, man lernt unterschiedlichste Menschen kennen. Man kennt sich, und man weiss, dass man im Ernstfall für die Kolleginnen und Kollegen alles tun würde.

Du möchtest etwas für die Gemeinde tun. Kannst du das noch etwas ausführen?

Das hatte mich schon länger beschäftigt. Andere geben Fussballtrainings, oder sie stellen eine Pop-up Bar auf die Beine, in der sich Leute im Quartier treffen können. Ich dachte, ich könnte eigentlich auch so etwas machen.

Findest du, es gehört dazu, dass man sich an seinem Wohnort ein bisschen engagiert?

Schon, ja. Ich fände es eigentlich fast frech, wenn ich einfach von allem profitieren könnte was hier geboten wird, und selber nichts dazu beitrage. Es beruhigt mich, dass ich nun eine Funktion habe, die mir Freude macht und die für mich stimmt. In der Politik könnte ich zum Beispiel nicht mitmischen. Das wäre mir zu anstrengend (lacht).

Gab es Einsätze, die dir besonders in Erinnerung geblieben sind?

Schön sind immer die Einsätze, wo man jemandem helfen kann. Wenn es jemandem zum Beispiel die ganze Wohnung überflutet hat. Grosse Brände bleiben einem schon im Kopf. Vor einer Weile gab es einen Einsatz, wo das ganze Erdgeschoss gebrannt hat. Die Flammen schlugen aus den Fenstern. Das war eindrücklich, und das kann man nicht so schnell vergessen.

Wird ein Einsatz nachbereitet? Spricht man über das, was passiert ist?

Grundsätzlich ist es schon so, dass man nach einem Einsatz noch zusammensitzt und ein bisschen miteinander redet. Und wenn es wirklich hart auf hart kommt,

dann wird genau hingeschaut. Wenn Todesfälle oder schwerste Verletzungen passieren, wird man von externen Leuten betreut, es gibt dann ein Careteam. Aber ich finde, es gäbe da noch viel mehr Potential.

Machst du selber auch etwas, um deine Eindrücke zu verarbeiten?

Es ist unterschiedlich. Wenn es nur um Materialschaden geht, gibt es für mich nichts zu verarbeiten – obwohl es mir natürlich sehr leid tut für die Anwohner:innen oder für diejenigen, die Besitztümer verloren haben. Tragisch wird es für mich dann, wenn es Verletzte gibt oder wenn man damit rechnen muss, dass jemand nicht überleben wird. Dann ist es für mich sehr wichtig zu erfahren, wie der Verlauf ist. Was mit diesen Menschen passiert, und ob es wieder gut kommt.

Ganz grundsätzlich – ist für dich die Feuerwehr eine Art Ausgleich zu deinem Alltag?

Auf jeden Fall. Es ist sehr spannend. Egal ob es eine Übung ist oder ein Ernstfall, man taucht jedesmal in eine andere Welt ein. Wenn man die Uniform anzieht und mit Blaulicht und Sirene ausrückt, ist man wie in einem Film. Und raus kommt man erst wieder, wenn man nach dem Einsatz im Magazin wieder die eigenen Klamotten anzieht.





Anita Zahnd

Landwirtin, Köniz (CH)

Anita, du hast vor etwa dreissig Jahren ‚Anita’s Burebrotstube‘ gegründet. Du hast ganz klein angefangen – und heute ist deine Burebrotstube ein grösseres Unternehmen. Wie bist du auf die Idee gekommen?

Wir haben 1985 den elterlichen Bauernbetrieb mit Kühen und fünfhundert Hühnern übernommen, letztere zuerst in Bodenhaltung, dann Freiland. Dann kamen die Kinder – 1991 das dritte. In dieser Zeit habe ich mir einen Backofen gekauft, einfach für mich. Zunehmend haben mich aber Freunde und Nachbarn gefragt, ob ich ihnen nicht auch ein Brot backen könnte. Und ich dachte, wenn ich schon Brot mache, könnte ich das ja auch draussen auf eine Tafel schreiben – ganz einfach. Und Migottseel, das het vo Afang a ghove!* Es lief so gut, dass ich bald vier Backofen in der Küche hatte und immer mehr Produkte herstellte, Konfitüren, Salatsaucen, alles Mögliche. Wir entschieden, die Kühe wegzugeben und eine Backstube, einen Laden und ein Lager einzurichten.

1991 hast du angefangen. Und du hast vorhin gesagt, 1991 kam das dritte Kind... Wie hast du das denn alles unter einen Hut bekommen, mit zwei Kleinkindern und einem Baby?

Ja, das frage ich mich manchmal auch (lacht). Das frage ich mich wirklich auch. Denn die Feldarbeit war ja auch noch, und zu Beginn hatten wir auch noch die Kühe. Wir gingen nicht in die Ferien. Es lag einfach nicht drin. Aber ich muss sagen: Ich arbeite halt auch gern! Das ist so. Ich brauche nicht viel Schlaf. Manchmal kommt man zwar schon an Grenzen. Aber dann kommt wieder ein neuer Tag.

Wann fängt deine Arbeit am Morgen an?

Montags bis donnerstags bin ich um halb sechs in der Backstube. Freitags und samstags um halb zwei Uhr morgens.

Du stehst also seit Jahren an sechs Tagen pro Woche wahnsinnig früh auf. Gibt es Tage, an denen du lieber liegen bleiben möchtest?

*etwa: „...und man glaubt es kaum, das klappte von Anfang an!“

Nein... Man kommt einfach dann an Grenzen, wenn man gesundheitsmässig etwas hat. Wenn man die Grippe hat, fast nicht mag und trotzdem muss. Vor einem Jahr bin ich gestürzt und habe mir das Handgelenk gebrochen. Also musste ich einhändig arbeiten. In solchen Momenten frage ich mich manchmal schon, was ich mir da eigentlich angetan habe (lacht). Aber es geht, so lange es geht. Schwierig ist es auch, wenn jemand in der Familie etwas hat. Wenn man fast nicht schlafen kann und dann trotzdem aufstehen muss.

Das ist happig. Hast du einen Ausgleich?

So hobbymässig meinst du?

Vielleicht, oder vielleicht auch etwas Kleines, was dir gut tut, zum Beispiel ein heisses Bad?

Also wenn ich das Gefühl habe, ich brauche jetzt ein heisses Bad, dann mache ich das schon. Früher hatte ich einen Hund, das gab mir Ausgleich. Seit er gestorben ist, habe ich zwei Katzen, die geben mir auch viel. Klar, ich habe sehr wenig Freizeit. Unter der Woche bleibt vieles liegen in der Haushaltung, dann muss man das halt am Sonntag machen. Weil am Abend mag man fast nicht mehr.

Ihr habt mit Hühnern und Kühen angefangen auf dem Hof. Habt ihr sie übernommen, oder war das eure Entscheidung?

Die Kühe haben wir übernommen und die Hühner haben wir uns zugelegt. Damals war es Mode, dass man fünfhundert Hühner in Legehennen-Haltung hatte. Als ich mit der Direktvermarktung anfang nahm das schnell so grosse Dimensionen an, dass die Zeit und der Platz für die Kühe fehlte und wir sie weggeben mussten. Das machte meinem Mann zum Glück nichts aus. Anderen wäre das schwerer gefallen. Es gibt einige, die sehr stark an ihren Kühen hängen. Es war halt einfach ein logischer Schritt wegen der Nachfrage. Wenn es bei mir stagniert und nicht immer mehr gestiegen wäre, hätte ich es nicht gemacht, und wir hätten die Kühe behalten.

Nun hast du ganz viele Mitarbeitende. Sind das häufig Frauen mit Kindern?

Ja, schon. Sie arbeiten einen oder zwei Tage, und können nur arbeiten, wenn die Kinder nicht Ferien haben. Es gibt auch Pensionierte, die spontan bei der Ernte mithelfen können. Es kommen eigentlich alle aus der Umgebung, aus einem Umkreis von etwa fünf Kilometern.

Dann ist deine Burebrotstube auch eine Art Treffpunkt?

Genau. Und für die, die hier arbeiten, koche ich Zmittag.

Eine zusätzliche Aufgabe für dich also!

Ja! Eine Herausforderung manchmal (lacht).

Von den Landwirten, die ich kenne, weiss ich, dass es für kleine Betriebe heutzutage sehr hart ist.

Wir kamen auch manchmal an Grenzen und überlegten uns, ob einer von uns auswärts arbeiten sollte, damit es aufgeht. Ich wusste einfach, dass ich etwas machen wollte wo ich zuhause sein konnte – wegen der Kinder. Mit der Direktvermarktung war ich damals noch fast allein. Es hat mich einfach extrem interessiert. Aber gell, man weiss ja gar nicht, wie das dann ausartet. Man hat keine Ahnung! Dass es so gross wird, hätten wir nie gedacht.

Wie schätzt du die Situation der Schweizer Landwirtschaft im Moment ein?

Meine Tochter und ihr Mann haben einen Hof, sie betreiben Milchwirtschaft. Ich hoffe wirklich, dass sie über die Runden kommen. Viele möchten bauern, aber die Situation ist nicht rosig, und das war schon bei uns damals so. Man hört so häufig, dass man noch zusätzlich arbeiten muss. Früher konnte man mit zwölf, dreizehn Hektaren überleben. Das geht heute nicht mehr, ausser man spezialisiert sich. Unser Nachbar hat zum Beispiel fünfhundert Gänse. Aber das können halt nicht alle.

Gab es damals, als du angefangen hast, auch Menschen die dich gefragt haben, was du da eigentlich machst?

Ja klar, man hat sich schon gefragt. Es war damals noch gar nicht bekannt. Mein Mann und ich waren häufig im Ausland, in Deutschland und Österreich, wo man bereits viel früher mit Direktvermarktung angefangen hatte. Es hat uns sehr geholfen zu sehen, dass es funktionieren kann. Heute ist es natürlich auch in der Schweiz extrem populär.

Du bietest ganz viele Produkte an – Dörrfrüchte, Schnaps, süsses Gebäck. Aber am bekanntesten ist dein Brot. Was denkst du, was macht es aus? Warum ist dein Brot so unwiderstehlich?

Ich weiss es auch nicht! Man merkt einfach, dass es länger frisch bleibt. Beim Zopf ist alles aus Rohmilch – das machen Bäckereien nicht. Es sind alles Zutaten, wie man sie früher gebraucht hat. Nach Ur-Rezept halt. Das merkt man wahrscheinlich schon. Und zum Sortiment – wenn ich Zeit hätte, würde ich gern noch viel mehr ausprobieren.

Was denn zum Beispiel?

Ich würde zum Beispiel mehr eingemachte Produkte anbieten. Wir haben Essig-Mirabellen, Curry-Zucchetti, aber da könnte man noch so viel mehr machen, mit allerlei Gemüse. Aber eine meiner Töchter arbeitet bei mir und sie sagt immer: ‚Mami, mach nicht immer noch mehr!‘

Du bist in Mittelhäusern aufgewachsen und hast hier auch deinen Mann kennen gelernt. Als ihr den Hof übernommen habt, habt ihr euch hier permanent eingerichtet. Würdest du Mittelhäusern als deine Heimat bezeichnen? Und falls ja: was macht es für dich aus?

Du fragst Sachen. Wenn man Kinder hat, die hier in die Schule gehen, lernt man andere Eltern kennen, und die Nachbarn natürlich. Da ist man dann schon vertraut. Klar, wir gehen auch gern weg, kommen aber immer gerne wieder nach Hause.

Gibt es einen Ort auf der Welt, wo du gern einmal hin möchtest?

Ich war einmal in Bali, das war so schön! So, so schön. Es gibt schon schöne Orte auf der Welt. Wenn es sich ergibt, machen wir gerne Reisen, mein Mann und ich. Letztes Jahr waren wir in Dubai. Das war sehr eindrücklich. Aber eben. Woanders leben möchte ich nicht. Ich bin wohl hier.



Annemarie Berlinger-Staub

Gemeindepräsidentin, Köniz (CH)

Du erwähnst in Interviews oft deinen Baum. Damit würde ich gern anfangen...

Mit der Eiche?

Genau! Was bedeutet sie dir?

Ich bin hier in Schliern* aufgewachsen und wohne seit 1999 wieder im Elternhaus. Deshalb habe ich ganz gut mitbekommen, wie sich Schliern entwickelt hat. Als ich ein Kind war, sah man die Eiche aus dem Küchenfenster in ihrer ganzen Fülle, und nun sehe ich etwa noch das obere Drittel. Aber sie war immer da! Wenn man in Richtung Köniz fährt, dann ist sie das Letzte, was man von Schliern sieht. Sie ist ein stattlicher, unglaublich schöner Baum. Ich mag ihre Behäbigkeit. Was auch passiert, ob weltgeschichtliche Ereignisse oder persönliche, sie steht einfach da, und alles zieht an ihr vorbei.

Hat das für dich auch einen beruhigenden Aspekt?

Das hat es auch, ja. Wann immer ich an ihr vorbeikomme, sage ich immer schnell Hallo. Hello, oak! sage ich dann innerlich (lacht).

Das klingt ja wie ein perfekter Titel für ein Musikstück: Hello, Oak! Warum denn in Englisch?

Ich war mit zwanzig in den USA für ein Austauschjahr und später noch einmal ein halbes Jahr in Neuseeland, wo ich für eine Austausch-Organisation gearbeitet habe. Ich lese viel Englisch und höre mir englische Podcasts an. Leider habe ich viel zu wenig Gelegenheiten, um Englisch zu sprechen. Irgendwie hilft mir die Sprache aber, klare Gedanken zu fassen, und deshalb studiere ich manchmal auf englisch an gewissen Dingen herum. Die Distanz hilft wahrscheinlich.

Für viele Könizer:innen, die ich befragt habe, ist der Fall klar: Köniz ist ihre Heimat. Sie möchten nicht weg von hier. Ist das für dich auch so?

*ein Ortsteil der Gemeinde Köniz

Grundsätzlich natürlich schon! Mich fasziniert die Gemeinde extrem. Die unglaubliche Vielfalt, die man hier findet. In Köniz leben Menschen, die ein sehr urbanes Leben führen, und andere, die ganz auf dem Land wohnen. Sehr unterschiedliche Weltanschauungen kommen hier zusammen. Ich schätze es, dass ich im Amt Kontakt mit so vielen verschiedenen Menschen habe, und Einblick in das riesige Spektrum bekomme, in dem man die Welt sehen kann. Das macht Köniz sehr reich. Und gleichzeitig ist es natürlich auch eine Herausforderung, besonders auf der politischen Ebene.

Damit sind wir bereits bei einem hochaktuellen Thema. Wie kann man den Stadt-Land-Graben überwinden – und könnte dabei vielleicht die Kunst eine Rolle übernehmen?

Es braucht Geschichten. Man muss einander zuhören, einander von sich erzählen. Ich glaube, da kann Kunst sehr viel bewirken. Sie kann sichtbar machen: wer wohnt eigentlich auch noch alles da? Wenn man die Geschichte eines Menschen hört, fällt es einem schwerer, an Vorurteilen festzuhalten. Man beginnt sich davon zu lösen, alle Menschen, die zufällig ein bestimmtes Kriterium gemeinsam haben – zum Beispiel geflüchtete Menschen – im Kopf in die gleiche Schublade zu stecken.

Am besten widmen wir uns nun also deiner eigenen Geschichte. Du hast nach deiner Erstausbildung eine Erwachsenenmatura gemacht, und dann quasi gleichzeitig eine Familie gegründet und ein Jura-Studium absolviert.

Damals, im Moment, hat es sich ganz logisch angefühlt, es so zu machen. Ich habe Arztgehilfin gelernt. Das war eine Sackgassenausbildung, es war damals nur eine zweieinhalbjährige Lehre, und es war nicht möglich, sich weiterzubilden. Ich hätte eine neue Lehre absolvieren müssen. Man hat mir immer gesagt: ‚Ihre Noten im Zeugnis sind zwar sehr gut, aber Sie haben nicht den richtigen Abschluss!‘ Das hat mich richtig wütend gemacht – dass nur der Abschluss zählt, und nicht die Leistung. Also dachte ich, ich mache die Matura. Dort haben mich dann alle Fächer extrem interessiert, es hat mir richtig den Ärmel reingezogen. Und als ich dann einmal die Rechtsanwältin Sibyl Matter an einem Anlass über ihren Beruf reden hörte, realisierte ich, dass das gar nicht so weit weg war für mich. Dass ich vielleicht auch noch studieren könnte.

Hatte das auch damit zu tun, dass Sibyl Matter eine Frau ist?

Ja, ganz sicher! Sie gab mir das Gefühl: Das kann ich auch. Deshalb ist mir das heute noch ein Anliegen. Hinzustehen und zu sagen, dass eine Frau das kann. Natürlich kann sie das!

Du hast mit dreissig zu studieren begonnen. Waren die Kinder schon von Anfang an mit dabei?

Ich habe im Oktober zu studieren begonnen, und das erste Kind kam im darauffolgenden Mai auf die Welt.

Zwei riesige Meilensteine... wie anstrengend war das?

Es war für mich eine extrem gute Ergänzung. Fürs Studium brauchte ich meinen Kopf, es war eine intellektuelle Sache. Die andere Welt – die Familienwelt – ist ganz anders. Es war sicher sehr anstrengend, aber es hat für mich immer gut gepasst.

Gab es aus deinem Umfeld auch negative Stimmen?

Es gab einfach die typischen Spielplatzgespräche. Wo man mir sagte: ‚Also ich könnte das nie!‘ Was natürlich eigentlich heisst: ‚Ich möchte das nie, und ich finde es gar nicht so gut, was du machst.‘ Es war nicht immer reibungslos. Es war nicht einfach nur ein Spaziergang. Aber zum Glück sind mein Mann und ich ein gutes Team. Ich habe mich ihm nie erklären müssen, und mich nie dafür rechtfertigen müssen, dass ich noch studiere. Das gibt eine extreme Unterstützung.

Wie war es denn für ihn – wie waren die Reaktionen ihm gegenüber?

Sie waren ganz anders. Wenn er die Kinder aus der Kita holte, stieg er abends um sechs mit drei Kindern und einem Hund in den vollen Bus. Da haben immer alle geholfen (lacht). Vielleicht weinte noch eines... Er hat einfach viel mehr Verständnis erlebt. Wenn ich um diese Zeit mit weinenden Kindern in den Bus stieg, lautete der Grundtenor, das ist eine Zumutung um diese Zeit. Kann die nicht besser planen. Solches gab und gibt es schon. Es ist nicht immer lustig.

Hatte der Entscheid, in die Politik einzusteigen, auch mit solchen Fragestellungen zu tun – dass du ein Vorbild sein oder an Stereotypen rütteln möchtest?

Ja, schon. Mit dem ersten Kind habe ich deutlich gemerkt, was für eine Idee die Gesellschaft von einer Familie hat. Wie eine Frau funktionieren soll. Wenn ich jetzt zurückschaue, denke ich, ich hätte es eigentlich auch schon viel früher merken können (lacht), aber ich habe erst mit dem Mutterwerden gemerkt, dass für

mich und für meinen Mann je unterschiedliche Regeln gelten. Als mich dann jemand gefragt hat, ob ich mich auf eine Liste fürs Parlament setzen lassen möchte, habe ich zugesagt, wurde im ersten Anlauf gewählt und war danach zwölf Jahre im Parlament. Das Interessante an der Gemeindepolitik ist, dass man in ganz viele Gebiete Einblick bekommt, zu denen man sonst keinen Zugang hat. Es ist wirklich querbeet – Themen, die einen sowieso interessieren, und auch solche, von denen man noch gar nicht wusste, dass sie auch dazu gehören. Wasserleitungen zum Beispiel. So wuchs der enge Bezug zu Köniz für mich immer mehr.

Wir haben vom Zuhören gesprochen, vom Geschichten erzählen. Kommt dieses verbindende Element in deinem politischen Alltag häufig vor?

Es ist mein Grundanliegen, und läuft deshalb immer mit. Selbst wenn in meinem Alltag, der viel mit Organisation, Verwaltung, mit Geschäften zu tun hat, leider manchmal kaum mehr Zeit dafür bleibt. Ich habe deshalb das Bürgergespräch als Gefäß installiert, damit Menschen mit ihren Anliegen direkt zu mir kommen und eine halbe Stunde mit mir sprechen können. Dieses Angebot wird zum Glück tatsächlich rege genutzt. Natürlich kann ich leider nicht zaubern, aber das verstehen die allermeisten – dass ich als Gemeindepräsidentin nicht einfach etwas befehlen kann, weil ich an rechtliche Vorschriften gebunden bin, oder man an übergeordneten Stellen nicht weiter kommt. Aber ich kann zuhören, nachfragen, vielleicht auch einmal einen Rat geben. Oder ich kann versprechen, dass ich jemanden zur Überprüfung vorbeisicke, wenn es zum Beispiel um einen Verkehrsspiegel in einem Quartier geht. Ganz häufig reicht es aber schon, dass jemand überhaupt zuhört und sich Zeit nimmt.



Sonja Zimmermann

Garagenfrau, Köniz (CH)

Ihr seid ein Familienbetrieb in zweiter Generation. Seit wann gibt es euch schon?

Sonja: Seit 51 Jahren.

Ehrlich? Dann habt ihr kürzlich euer Jubiläum gefeiert?

Sonja: Wir hätten es vorgehabt, aber dann kam Corona... und dann ist es irgendwie sang- und klanglos vorbeigegangen.

Wie ist das, wenn man als Ehepaar im gleichen Betrieb tätig ist?

Thömu: Am Abend, wenn wir hier rausgehen, sprechen wir nicht mehr vom Business. Auch die schwierigeren Fragen nehmen wir nicht mit nachhause, das hat dort nichts verloren. Zuhause zählt nur die family time (lacht)...

Sonja: ... der andere Wahnsinn (lacht). Die räumliche Trennung ist schon gut: Hier ist die Bude, dort sind wir zuhause. Hier ist es sogar manchmal ein bisschen traurig, wir sind zwar den ganzen Tag am gleichen Ort, aber wir sehen uns kaum, weil ich oben im Büro bin und er in der Werkstatt. Wir werden einander nicht überdrüssig.

Thömu: So, jetzt lasse ich euch mal.

Sonja: Genau! Sonst ist dann der Camaro doch nicht fertig...

Ihr habt zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Wird jemand von ihnen vielleicht später das Geschäft übernehmen?

Sonja: Ja, der Sohn. Wir haben ihm gesagt, mach doch etwas anderes, es ist nicht mehr der gleiche Beruf wie du ihn vom Grossvater kennen gelernt hast, man wechselt keine Einzelteile mehr aus und baut nur noch ganze Ersatzteile ein. Eine Entwicklung, die wir übrigens sehr bedauern. Der Sohn hat daraufhin auch andere Berufe geschnuppert, kam aber immer wieder aufs Auto zurück. Also haben wir gesagt, ok, wenn du das wirklich möchtest, dann machst du das. Wir haben natürlich sehr Freude! Aber wir wollten einfach, dass er aus freien Stücken entscheiden kann. Wegen ihm haben wir auch den Schritt zu den Elektroautos gemacht. Wenn er später das Geschäft übernimmt und das wirklich die Zukunft des Automobils ist, dann hat er etwas, auf dem er aufbauen kann.

Es ging euch also um seine berufliche Zukunft.

Ja. Wir haben lange überlegt, weil wir halt selber auch nicht so überzeugt waren von Elektromobilität. Es gibt für uns viele ungelöste Fragen: Wo kommt der Strom her, und wie entsorgt man die Batterien? Das muss mir mal jemand erklären. Wir verkaufen nun seit etwa einem Jahr Elektroautos und haben festgestellt, dass der Fahrspass absolut da ist. Ökologisch ist es auch, wenn man Photovoltaik auf dem Dach hat. Und für Kurzstrecken macht es absolut Sinn – Dieselaautos oder auch Benzinern mögen kurze Strecken nicht, die Motoren verrussen schneller. Letzten Samstag zeigten wir den JAC, unser Elektroauto, zum ersten Mal an einer Gewerbeausstellung. Wir wussten nicht, ob die Leute die Nase rümpfen würden. Aber wir waren positiv überrascht – wir wurden regelrecht überrannt. Das macht dann natürlich schon Freude.

Habt ihr durch das Elektroauto neue Kund:innen – Leute, die sich sonst vielleicht kein Auto kaufen würden?

Es sind eher Leute, die schon ein Auto hatten und nun auf Elektro umsteigen. Es kam schon vor, dass eine Familie sich ein Zweitauto kauft, weil ein Kind kommt und die Frau zuhause bleibt – und die sich dann für ein Elektroauto entscheiden. Kürzlich hat ein Hufschmied einen gekauft, der nun damit von Stall zu Stall fährt. Ein anderer fährt für den Mahlzeitendienst. Die Post fährt ja auch schon länger mit Elektro. Eben – für Kurzstrecken ist es wirklich sinnvoll.

Hattest du schon vor der Heirat mit Autos zu tun?

Ich bin Augenoptikerin von Beruf. Als die Kinder kamen, habe ich eine Pause gemacht. Und dann bin ich nach und nach im Büro eingestiegen und habe die Schwiegermutter abgelöst. Es ist Learning by doing! Wir sind ja eine Autofit-Garage. Autofit ist ein Verbund von Autogaragen in der ganzen Schweiz. Autofit bietet regelmässig Schulungen an, auch für die Autogarage-Frauen.

Autogarage-Frauen? Sind das meistens die Ehefrauen, die im Betrieb des Mannes das Büro übernommen haben?

Genau. Autofit hat gemerkt, dass es nicht nur Schulungen für die Männer braucht, sondern dass eigentlich überall auch eine Frau dahintersteckt. Nun haben wir alle zwei Jahre eine zweitägige Schulung. Es sind Weiterbildungen über Mitarbeitermotivation, das kann man ja bei den Kindern auch grad anwenden (lacht), oder über Telefonmarketing oder den Umgang mit Problemen. Einfach alles, was mit dem Geschäft, mit sich selber oder mit den Kindern zu tun hat.

Daraus ergeben sich bestimmt auch Freundschaften, wenn man sich immer wieder sieht?

Ja. Ich bin nun seit zehn Jahren aktiv dabei, und es sind immer etwa die gleichen. Wenn ich bei jemandem in der Gegend bin, gehe ich schnell vorbei und wir trinken einen Kaffee. Daraus ergibt sich natürlich ein gutes Netzwerk, von dem auch die Kundinnen und Kunden profitieren. Wenn jemand eine bestimmte Marke sucht und ich weiss, dass eine die hat, dann schicke ich ihn zu ihr oder organisiere das Fahrzeug. Oder wenn einer unserer Kunden in Zürich eine Panne hat und uns anruft, schicke ich ihn zur nächsten AutoFit-Garage in seiner Nähe und sage ihm, er solle einen Gruss ausrichten.

Gibt es bei den Weiterbildungen zum Teil auch Führungsthemen?

Zum Teil schon. Ich selber fange bald mit einer Geschäftsführerschulung an. Da bin ich dann allerdings die einzige Frau. Es ist noch speziell, die meisten sind von der Jungmannschaft, die bald das Geschäft übernimmt.

Was hat dich dazu motiviert, eine solche Schulung zu machen?

Ich möchte einfach mehr Hintergrund bekommen. Ich möchte, dass wir immer professioneller werden, mit unserem ganzen Apparat, nicht nur was das Auto und den Service betrifft, sondern auch unsere Positionierung auf dem Markt. Ich möchte gezielt Werbung machen, unsere Kundensegmente analysieren und herausfinden, ob wir gezielt neue Produkte reinnehmen sollten.

Hat dein Mann auch eine solche Schulung gemacht?

Nein. Er bekommt es dann nachher von mir mit. Wenn ich so was mache, weiss er immer schon, dass ich danach etwas verändern möchte, weil ich immer total motiviert bin (lacht). Aber er ist schlussendlich immer froh. Wenn wir zum Beispiel Arbeitsläufe optimieren und weniger Zeit brauchen.

Es gibt ja aktuell in der Branche kaum Frauen, die Garagen leiten. Wird sich das vielleicht ändern, was denkst du?

Ich denke nicht. Es ist schon eher was für die Männer, nur schon vom Mechanischen her. Bei den AutoFit-Frauen sind es etwa ein Drittel, die selber auch den Automechaniker gemacht haben und selber an die Pneummaschine stehen. Bei der einen macht sogar der Mann mehr im Büro und sie steht mehr in der Werkstatt. Und es gibt eine Garage, da kommen Mutter und Tochter gemeinsam an die Schulungen. Die Tochter hat nun auch den Mechaniker gemacht. Es ist schon spannend zu sehen, wie sich alle weiterentwickeln.

Du hast hier im Betrieb auch eine Kunstgalerie.

Ja, nur wird die ein bisschen wenig genützt! Es ist schwierig, Künstlerinnen und Künstler zu finden, die hier ihre Bilder aufhängen möchten. Es ist gratis, ich nehme auch nichts raus, wenn man Bilder verkauft. Als wir hierher gekommen sind, hat es mich gestört, dass an den Wänden Autoposter hingen. Das Auto steht doch schon in der Garage, da braucht man nicht noch ein Poster davon an der Wand (lacht). Aber was macht man dann mit den leeren Wänden? Ich habe auch schon bei der Hochschule der Künste angefragt, aber es hat sich leider niemand gemeldet. Nun hängen die Bilder halt immer etwa sechs Monate statt nur drei, wenn ich niemanden finde.

Magst du Kunst selber auch?

Nein, eigentlich habe ich nicht so den Bezug dazu. Es ist nicht so meine Welt. Aber ich mag einfach schöne Bilder. Es ist ja auch nicht ganz uneigennützig. Wenn jemand Bilder aufhängt, haben wir hier neue Leute auf dem Platz, die sonst nicht gekommen wären.

Ein Win-Win also!

Das versuche ich oft, ja. In Situationen Lösungen zu finden, die für beide Seiten mit wenig Kosten verbunden sind. Das mache ich auch in der politischen Arbeit so – ich bin im Gemeinderat.

Wow, das machst du auch noch?

Es lässt sich gut kombinieren. Manchmal kann ich hier im Büro eine Stunde lang Dossiers studieren, wenn ich mit der Arbeit fertig bin.

Und was machst du zum Ausgleich?

Reiten! Ich habe ein Pferd, ein ehemaliges Trabrennross. Es war mir wichtig, dass es ein zuverlässiges Pferd ist, ich habe einen ganzen Apparat hinter mir und kann mir keinen Unfall leisten. Er ist eigentlich mein Therapeut (lacht). Er ist sehr sensibel, und wenn ich nervös bin, kann er nicht mehr geradeaus laufen. Wenn möglich gehe ich mehrmals pro Woche. Und am Sonntag Morgen gehe ich immer. Das ist heilig. Die Familie weiss, dass ich das brauche. Nach dem Reiten bin ich ausgeglichen – jeder muss seinen Ausgleich haben.

Wohnt ihr in Köniz?

Nein, wir wohnen in der Gemeinde Radelfingen. In der Pampa. Bei uns rennt der Fuchs durch den Garten, und der Dachs gräbt mir den Rasen um. Ich bin gar nicht ein Stadtmensch. Köniz geht grad knapp noch (lacht). Aber auf dem Land fühle ich mich wohler.

Urs Minder

Förster, Köniz (CH)

Hat sich der Wald verändert, seit du hier angefangen hast – vor über dreissig Jahren?

Die Veränderung ist nicht so gewaltig, wie man meinen könnte. Dreissig Jahre sind für einen Wald eine kurze Zeit. Es gibt Waldstücke, die sehen immer noch genau gleich aus wie vor dreissig Jahren – die Bäume sind halt etwas älter, aber das sieht man kaum. Diese Buche hier zum Beispiel war damals einfach ein bisschen dünner. Andere Waldstücke haben sich wegen eines Naturereignisses stark verändert, wegen Stürmen wie Lothar oder Burglind zum Beispiel. Diese führen zu massiven Borkenkäferbefällen, und es müssen dann manchmal auch gesunde, grosse Bäume geholt werden.

Für uns ist ein Jahr eine ziemlich lange Zeit. Und im Wald sieht man ein Jahr kaum. Hat das auch etwas Beruhigendes?

Ja, schon. Für mich ist es auch ein Zeichen dafür, dass wir uns nicht zu viel anmassen sollten. Wir, die wir hier im Wald arbeiten, oder sonst irgendwo in der Natur. Wir sagen bei uns in der Forstwirtschaft, wir müssten den Wald jetzt fit machen für den Klimawandel. Das ist zwar sicher schon richtig. Dass man darauf schaut und die Veränderungen im Auge hat, gerade dort, wo man Bäume pflanzt. Aber für die Natur ist es keine Katastrophe, wenn ein Sturm kommt und der Wald am Boden ist. Er regeneriert sich in fünfzig bis hundert Jahren. Aber es ist halt so, dass wir den Wald nutzen wollen.

Findest du das nicht unbedingt gut, dass wir den Wald nutzen?

Doch, es ist schon legitim. Der Wald ist ja da – und der Rohstoff wächst nach. Aber man muss einfach wissen, dass wir die Pflege des Waldes deshalb machen, weil wir Anforderungen an ihn stellen. Wir wollen den Rohstoff, das Holz. Obwohl die Holzpreise im Moment so tief sind, dass sich der Verkauf kaum lohnt. Zudem möchten wir uns im Wald erholen. Oder wir brauchen ihn als Schutz, vor Lawinen zum Beispiel.

Ist der Klimawandel auch in der Forstwirtschaft in aller Munde?

Ja. Manchmal fast ein bisschen zu stark. Als ich angefangen habe, hat man vom Waldsterben gesprochen. Schon damals kam der Bundesrat in den Wald und

hat besorgt gesagt, es sehe schlecht aus. Ich habe mich schon damals ein bisschen gewundert. Und irgendwann hat man gemerkt, dass der Wald doch nicht stirbt. Was den Klimawandel betrifft, stütze ich mich einfach auf die Aussagen der Wissenschaft – für mich ist es nicht so dramatisch, auf den Wald bezogen. Da ist für mich noch wenig zu erkennen, die Zeitdauer ist zu kurz. Natürlich, der Klimawandel hat eine andere, grössere Dimension. Aber wir müssen auch ein bisschen aufpassen. Wenn wir jeden Tag davon reden, ist es vielleicht in ein paar Jahren nicht mehr interessant, und dann sind wir im Wald wieder die Einzigen, die mit dem Thema arbeiten.

Gibt es Tätigkeiten im Wald, die sich aufgrund des Klimawandels verändert haben?

Wir können dort Einfluss nehmen, wo es um Baumarten geht. In einem jungen Wald schauen wir darauf, dass wir Baumarten wählen, von denen wir ausgehen, dass sie besser dafür gerüstet sind, wenn es in den nächsten fünfzig Jahren wärmer wird. Dann schauen wir, dass Eichen und Kirschbäume wachsen, und pflanzen weniger Fichten oder Eschen. Diese Entscheidungen fallen wir jetzt – und sie verändern den Wald eindeutig. Bei den Bäumen, die siebzig, achtzig oder hundert Jahre alt sind, können wir natürlich nichts verändern. Die bleiben jetzt noch fünfzig Jahre, oder vielleicht auch hundert. Wir fällen jetzt keine Fichten, weil wir denken, die haben bald zu warm. Wir murksen nicht, bevor es Zeit ist.

Wenn ich dich richtig verstehe, machst du dir Gedanken, ob es richtig ist, jetzt schon einzugreifen.

Ja. Aber das ist jetzt vielleicht eher meine persönliche Meinung. Bei grossen Waldstücken, wo man nach einem Käferbefall alles holzen muss, finde ich es schon richtig, dass man langfristig denkt und sich für Baumarten entscheidet, die robuster sind.

Soviel ich weiss, lässt man heute viel mehr Äste und Kleinholz liegen, weil sie Tieren als Schutz dienen, und dem Waldboden guttun. Stimmt das?

Genau. Eigentlich könnte man den Wald machen lassen. Aber es ist halt so, dass wir den Wald seit dem Mittelalter stark nutzen. Lange hat man ihn übernutzt, weil man das Holz zum Heizen brauchte. Bis in die fünfziger, sechziger Jahre hat man wirklich alles Holz gebraucht, auch kleine Äste und Tannenzapfen wurden gesammelt. Dadurch war der Wald immer picobello aufgeräumt. Bei unseren

Vätern und Grossvätern hat sich dadurch das Bild des sehr sauberen Waldes eingeprägt. Obwohl das nicht nötig gewesen wäre, und auch für die Natur nicht unbedingt gut war. Man hat dem Boden alles, was sonst verfault wäre, entzogen. Dadurch wurden die Böden mager. Es gab eine Phase, wo die Waldbesitzenden sogar das Holz, das sie nicht brauchten, im Wald verbrannt haben, weil sonst der Nachbar gekommen wäre und gesagt hätte: Du, du hast ja eine Sauerei im Wald. Es gibt heute immer noch Leute, die zu mir kommen und fragen, warum das hier so unordentlich sei, und ob da eigentlich niemand aufräume.

Woher kommt bei dir die Faszination für den Wald?

Ich komme von einem Bauernbetrieb mit viel Wald. Da holzte man jeden Winter. Der Wald war einfach dafür da, dass man holzen geht, damit man heizen kann – und das bessere Holz hat man verkauft. Es war einfach ein Teil des bäuerlichen Erwerbslebens. Deshalb bin ich da wohl ein bisschen reingerutscht, eigentlich mehr von der praktischen Seite her. Ich merke in meinem Beruf, dass man relativ lange bleibt. Ich habe einige Kollegen, die ihr ganzes Berufsleben am gleichen Ort verbracht haben. Das ergibt sich vielleicht deshalb, weil auch der Wald etwas Langlebiges ist.

Kommt es vor dass du im Wald bist und denkst, könnte ich doch ins Büro?

Bürozeit habe ich schon, bei mir sind es etwa dreissig Prozent. Aber ich kann es mir sehr flexibel einteilen und habe das Büro zuhause. Es kommt aber sehr selten vor, dass ich den ganzen Tag vor dem Computer sitze. Das fällt mir dann schon schwer.

Du sagst, es war eher eine pragmatische Entscheidung, Förster zu werden. Hast du jetzt einen Bezug zum Wald? Bedeutet es dir etwas, in den Wald zu gehen, zum Beispiel nach den Ferien?

Ja, das schon. Ich bin auch privat gerne im Wald, absolut. Vielleicht eher in Wäldern, in denen ich sonst nicht so tätig bin. Das muss ich fast, um ein bisschen Distanz zu haben. Wenn ich am Sonntag in Köniz durch den Wald laufe, dann sehe ich immer Spuren von meiner Arbeit. Das wäre für jemand anderes so, als würde er durch sein Büro spazieren (lacht). Dann gehe ich eher auf den Gurnigel oder ins Seeland. Schon in den Wald, aber nicht dorthin, wo ich sonst immer bin.

Umgekehrt denkst du dann wahrscheinlich in den anderen Wäldern: Der hat das noch vergessen, oder die sollte das noch machen...

...genau, oder der hat das gleiche Problem auch (lacht).

In der Coronazeit waren bestimmt viel mehr Leute im Wald, auch hier.

Das hat man schon so erlebt, ja. Es hat klar zugenommen.

Was ist wichtig im Wald, möchtest du mir ein paar Verhaltensregeln mitgeben?

Wenn man von der Tierwelt her schaut, ist es sicher besser, wenn man auf den Wegen bleibt. Für den Wald spielt es keine Rolle, wenn man kreuz und quer geht, als Fussgänger macht man keine Schäden. Aber es ist halt immer eine Störung für die Tiere, gerade im Winter. Und es ist sicher gut, wenn man immer daran denkt, dass man Gast ist. Einerseits Gast der Natur, andererseits aber auch des Waldbesitzers. Dass man keine Bäume beschädigt, mit Waldhütten zum Beispiel. Dass man den Abfall wieder mitnimmt. Und dass man beim Biken auf den offiziellen Bikepisten fährt. Grundsätzlich sind all die kleinen Wege hier im Wald, die beim Biken entstanden sind, illegal. Viele wissen das nicht. Aber die allermeisten Leute halten sich sehr gut an die Wege.

Schau mal, dieser Baum...

Der dort?

Ja. Der ist schon vor ein paar Jahren abgestorben. Er ist von Pilzen überwachsen.

Muss er gefällt werden?

Irgendeinmal bricht der. Bricht der Giebel ab, wenn wir darunter stehen, sind wir nicht wohl. Es ist wieder ein Konflikt: Es geht nämlich nur um die Sicherheit des Menschen. Dem Wald zuliebe müsste man den nicht fällen, der ist wertvoll und voller Tiere. Sicher hat sich auch der Specht eingerichtet. Aber er ist für den Menschen ein Risiko, weil er so nah am Weg steht.

Da fragt man sich schon, was sich der Mensch eigentlich anmaszt.

Ja genau, es braucht den Menschen nicht (lacht). Der Wald braucht uns nicht, glaube ich. Uns Förster braucht es einfach deshalb, weil wir Interessen am Wald haben, wegen der Rohstoffe und der Wohlfahrt. Der Wald, die Natur, pflegen sich selber.



Flurina & Anouk Kronawitter

Gymnasiastinnen, Köniz (CH)

Ihr seid bei ‚Klimastreik Köniz‘ dabei, einer lokalen Gruppe, die im Frühling 2019 gegründet wurde. Was hat euch motiviert, da mitzumachen?

Anouk: Der Klimawandel beschäftigt mich schon lange. Aber ich hatte noch nie etwas anpacken können, als Kind kann man ja nicht viel machen. Es war darum für mich toll, dass sogar hier in Köniz eine Gruppe entsteht.

Flurina: Ich wusste einfach, dass es dem Klima nicht gut geht, und dass man alleine nicht viel dagegen tun kann. Am Anfang sind wir einfach an Sitzungen gegangen, und dann haben wir mehr und mehr mitgeholfen.

Anouk: Ich finde es super, dass die Gruppe in Köniz sehr gut durchmischt ist, auch altersmässig. Alle können das machen, was sie gut können und was ihnen liegt. Aber man kann auch neue Dinge lernen, die anderen teilen ihre Erfahrungen gern.

Ihr seid 15 und 17 Jahre alt – seit wann ist der Klimawandel für euch ein Thema?

Anouk: Es ist uns schon immer von zuhause mitgegeben worden. Wir haben uns den Pandaclub gewünscht, das Kinderheft vom WWF, und haben dann einmal im Jahr eine Standaktion gemacht. Man konnte beim WWF Material bestellen, daraus Dinge basteln und die verkaufen. Das war wohl der Anfang.

Stimmt, das habe ich früher auch gemacht... Ich habe Briefmarken und Adresskleber vom WWF verkauft. Man sprach damals vor allem von FCKW und Ozonloch. Als ich älter wurde, ist das Thema bei mir etwas in den Hintergrund gerückt, das muss ich ehrlich zugeben. Denkt ihr, für euch ist es nun akuter?

Anouk: Vielleicht schon. Wahrscheinlich äussert es sich einfach anders. Ältere Leute sind oft schon sehr frustriert. Sie trauen den Menschen nicht mehr zu, dass sie sich ändern können oder wollen. Wenn ich mich zurückerinnere an die Schneehaufen vor unserem Haus, die es nicht mehr gibt, oder wenn ich in

der Schule gewisse Dinge lerne, dann fällt es mir schwer, nichts zu machen. Ich möchte nicht grad als Erstes denken, dass es unrealistisch ist, und dass man gar nichts mehr erreichen kann.

Durch die Medien bekommt man manchmal den Eindruck, dass sich die meisten Jugendlichen einig sind. Dass eigentlich alle zur Klimajugend gehören. Wie erlebt ihr das?

Flurina: Es ist sicher ein grosser Teil, der es gut findet. Aber längstens nicht alle.

Anouk: In meiner Klasse bin ich die Einzige, die sich aktiv engagiert. Es gibt schon ein paar, die mit der Sache sympathisieren und die an die Demos kommen. Aber es gibt auch Leute, die damit gar nichts anfangen können.

Fühlt man sich dann manchmal ein bisschen allein?

Anouk: Ich wünschte einfach, unabhängig von meiner Klasse, dass sich mehr Leute engagieren würden. Dass es ein Problem ist, wissen die meisten.

Flurina: Mega viele finden es gut, aber es gibt nur wenige, die aktiv etwas machen.

Was heisst das für euch: aktiv etwas zu machen?

Anouk: Mir ist klar, dass nicht alle Zeit haben, neben der Schule, der Ausbildung dem Arbeiten. Es gibt ja sehr viele brennende Themen, und pro Person liegt wohl nicht mehr als eines drin. Aktiv heisst für mich, an den Demos mitzuarbeiten, Aktionen zu organisieren und mit den Behörden in Kontakt zu sein.

Das sind ja dann eher die stillen Sachen. Und am anderen Ende des Spektrums könnte man sich die Hände mit Leim einschmieren und sich an ein Gebäude kleben. Wie steht ihr zu solchen extremen Aktionen?

Anouk: Ich habe es auch schon überlegt. Aber ich komme immer wieder zum Schluss, dass das nicht eine Lösung ist. Man bekommt viel Aufmerksamkeit, das schon, aber man weiss nicht, was mit dieser Aufmerksamkeit passiert. Vielleicht verärgert man die Leute nur und erreicht sonst gar nicht viel.

Was für Aktionen macht ihr in Köniz?

Anouk: Wir arbeiten in der Gruppe gerade an einer Strategie. Wir haben schon drei Demos organisiert und eine Petition eingereicht. Wir sind also politisch aktiv, bleiben aber immer parteiunabhängig. Einmal pro Monat machen wir einen Clean Up-Day und haben auch Projekte wie den Permakulturgarten. Damit möchten wir im Bereich der Landwirtschaft aufzeigen, dass man auch ohne Pestizide Gemüse anbauen kann.

Flurina: Mit den Clean Ups bekommen wir auch Aufmerksamkeit. Dann sehen die Leute: Aha, die vom Klimastreik machen ja wirklich etwas.

Anouk: Und seither müssen wir uns auch weniger anhören, dass wir nur Forderungen stellen und nichts machen (lacht).

Da kann man ja auch nicht wirklich etwas dagegen haben, oder? Dass Abfall weggeräumt wird?

Anouk: Ja, schon. Aber es gibt doch immer die Angst, dass die Leute einen kritisieren. Dass sie zum Beispiel sagen, wir hätten zwar hier mit einer Mini-Lösung angesetzt, aber was denn mit den wirklich grossen Themen sei? Dass es nach einem Clean Up sauber ist, ist zwar schon toll, hat aber eigentlich nicht direkt mit dem Thema zu tun. Aber die meisten Rückmeldungen bei den Clean Ups sind schon gut.

Ihr habt gesagt, eure Gruppe sei ziemlich heterogen vom Alter her. Wie ist es sonst? Sind die meisten Jugendlichen, die dabei sind, wie ihr im Gymnasium?

Anouk: Teilweise. Das hat uns auch schon sehr beschäftigt. Es sind zwei oder drei Jugendliche dabei, die eine Lehre machen, und ich weiss, wie stressig es für sie ist. Die Lehre nimmt sehr viel Zeit in Anspruch. Selbst wenn das Interesse da ist, bleibt nicht viel Zeit übrig.

Es gibt im Moment viele grosse Themen. Ihr fokussiert vor allem auf die Klimakrise. Gehören für euch soziale Themen wie die Chancengerechtigkeit oder auch Klimagerechtigkeit auch dazu?

Flurina: Sie gehören auf jeden Fall zusammen. Aber es ist schwierig, sich für alles auf einmal einzusetzen. Darum ist es bei uns vor allem das Klima.

Anouk: Es gibt schon auch andere Themen bei uns. Unsere Mutter ist bei Amnesty International, wir gingen schon als Kind zu Aktionen mit und haben kürzlich auch etwas für Asylsuchende gemacht. Gerade am Beispiel von geflüchteten Menschen zeigt sich: Die Klimakrise treibt Menschen zur Flucht, es wird es immer mehr tun. Ich möchte einfach dazu beitragen, dass es nicht so weit kommt. Dass weniger Menschen flüchten müssen.

**Ganz grundsätzlich steckt man grosse Hoffnung in eure Generation.
Bekommt ihr das so mit? Wird euch das gesagt?**

Anouk: Zum Teil schon, bei Strassenaktionen zum Beispiel. Ich wünschte einfach, man würde es nicht nur uns auftragen. Wir haben in unserem Leben noch fast nichts zur aktuellen Situation beigetragen. Es wäre schön, wenn alle anderen auch mithelfen würden, unabhängig von ihrem Alter. Ich frage mich manchmal bei gewissen Politiker:innen, wie es möglich ist, dass sie solche Entscheide fällen können. Wie sie die verantworten können. Und wir dürfen immer noch nicht wählen oder abstimmen.

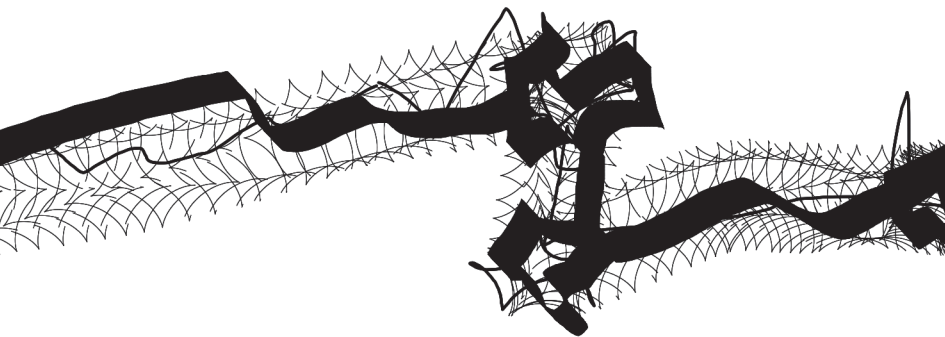
**Wenn das Thema Klima mal ein bisschen schwer über euch hängt –
habt ihr dann eine Strategie?**

Flurina: Das Erste was mir einfällt: In den Garten gehen. Oder Musik machen. Etwas basteln.

Anouk: Vielleicht mal schlafen gehen (lacht).

Kommt der Schlaf manchmal zu kurz?

Anouk: Wir sind sicher nicht grad extreme Beispiele (lacht). Aber wenn wir eine Aktion haben und in der Schule auch noch viel läuft, dann schon.



JITAKU

japanisch für ‚Zuhause‘

Der Lockdown und die Geburt meiner Tochter fielen genau zusammen. Für mich hat sich also extrem viel verändert. Es fühlt sich an, als wäre meine ganze Frequenz runtergegangen, von hoch und aufgeregter zu ruhiger und entspannter. Es ist sicher natürlich, dass man dieses Hochfrequenzige etwas verliert, wenn man ein Kind bekommt.

Simon Spiess, Saxophonist

Ich habe schon früh gern gezeichnet und bin darin von meinen Eltern und Grosseltern sehr unterstützt worden. Mein Vater hat stundenlang mit uns gezeichnet, mein Grossvater hat mir den ersten Raupenzuchtkasten gebaut, meine Mutter hat mir das erste Netzli genäht.

Hans-Peter Wymann, wissenschaftlicher Illustrator

Wir hatten in Singapur einen sehr strengen Lockdown. Nur eine Person pro Haushalt durfte die Wohnung pro Tag verlassen, und dies dann während maximal fünfzehn Minuten. Wir haben also schlichtweg versucht, unsere Zeit sinnvoll zu nutzen. Es war auch das erste Projekt, an dem wir gemeinsam arbeiteten.

Sonali Ranjit, Gründerin von WindowSwap



Es gab einfach die typischen Spielplatzgespräche. Wo man mir sagte: ‚Also ich könnte das nie!‘ Was natürlich eigentlich heisst: ‚Ich möchte das nie, und ich finde es gar nicht so gut, was du machst.‘ Es war nicht immer reibungslos. Es war nicht einfach nur ein Spaziergang. Aber zum Glück sind mein Mann und ich ein gutes Team. Ich habe mich ihm nie erklären müssen, und mich nie dafür rechtfertigen müssen, dass ich noch studiere. Das gibt eine extreme Unterstützung.

Annemarie Berlinger-Staub, Gemeindepräsidentin

Am Abend, wenn wir hier rausgehen, sprechen wir nicht mehr vom Business. Auch die schwierigeren Fragen nehmen wir nicht mit nachhause, das hat dort nichts verloren. Zuhause zählt nur die family time.

Thomas Zimmermann, Leiter Autogarage

Ich möchte einfach noch ergänzen, dass es eigentlich ein Teamsport ist, was wir da machen. Wir unterstützen einander immer in allem, was wir beide oder einzeln spannend finden. Ich wäre ohne dich nicht der Mensch, der ich jetzt bin. Und ich wäre auch nicht der Musiker, der ich bin. Wahrscheinlich wäre ich in etwas viel Vorgespurterem gelandet.

Matthias Kohler, Saxophonist

Dank



Den vielen Menschen, die zu diesem Projekt beigetragen haben, gehört mein herzlichster Dank!

Dazu gehören in erster Linie alle Menschen, die mit mir gesprochen haben – per Skype, per Telefon, bei einem Kaffee oder auf einem Spaziergang. Danke für eure Offenheit. Ihr habt mir ein Stück Welt neu eröffnet.

Deshalb danke, merci beaucoup, thank you so much:

Nicole, Simon, Nayan, Lisa, Urs, Julie, Valerio, Urs, Andrea, Matthias, Hans-Peter, Stefanie, Sunita, Maha, Alexandra, Shayna, Iwona, Susanne, Sonali, Vaishnav, Rolf G. und Rolf F., Gaston, Lukas, Anita, Annemarie, Sonja, Urs, Flurina und Anouk!

Grosser Dank gebührt auch

- meiner Mutter Doris Rütli für die sprachliche Unterstützung bei der Bearbeitung des französisch geführten Interviews mit Julie Campiche
- Den Sängerinnen aus Bern und Umgebung, die im Frühling 2020 bei sich zuhause Chorstimmen aufgenommen und mir dadurch den ersten Lockdown versüsst haben (im Stück ‚Jitaku‘ zu hören)
- Corinne Roth Vock für das hochkompetente Korrektorat
- Stefanie Beyeler für die Umsetzung meiner Ideen in eine wundervolle visuelle Form
- Matthias Urech für das zur Verfügung stellen seines tollen Studios
- Patrik Zosso für sein sensibles Gehör und seine Offenheit für meine musikalischen Collagen
- Dem selben Patrik Zosso und Sarah Chaksad, die von Anfang an an das Projekt glaubten und die mich (und viele andere Musiker:innen) mit ihrem Label ‚Clap Your Hands‘ tatkräftig unterstützen

Und der Gemeinde Köniz, der Stadt Thun, der Burgergemeinde Bern sowie dem Kanton Bern für die finanzielle Unterstützung, die mir die künstlerische Partnerschaft mit den oben genannten Menschen ermöglicht hat.

Und zu guter (allerbester) Letzt danke ich meiner kleinen Familie. Ohne euch ist alles nichts.

mit Album
„Songs vom Dach“

27 Gespräche:

Mit Menschen aus drei Kontinenten.
Mit Menschen, die künstlerisch tätig
sind – in der Musik, im Tanz,
in der Poesie.

Mit Menschen, die sich in der
Feuerwehr, im Gemeindepräsidium
oder in der Klimastreik-Gruppe
für ihren Wohnort einsetzen.

Und mit Menschen,
die unternehmerisch tätig sind.

Anicia Kohler studierte Jazzklavier
an der Musik-Akademie Basel
und schreibt und spielt heute Musik
für kleine und grosse Ensembles
in den Bereichen contemporary
classical/jazz. Ihre zweite Leiden-
schaft gilt dem geschriebenen
Wort – sie ist auch als Texterin und
Redaktorin tätig. Sie lebt mit ihrer
Familie in Köniz (CH).

In den Gesprächen geht es um
Lego, Schmetterlinge und Tonleitern.
Und um grosse Fragen wie die
nach dem Wert von Gemeinschaft
und Kunst.

ISBN 978-3-033-08988-4



9 783033 089884 >

